Voigtländers
Quellenbücher

Band 15

Antike Quellen zur Geschichte der Germanen

Zusammengestellt, übersetzt und erläutert von
Dr. Curt Woyte

Erster Teil

Von den Anfängen bis zur Niederlage der Cimbern und Teutonen

DD
W918a

R. Voigtländer-Verlag · Leipzig

Preis dieses Bandes 70 Pfennig
84 Heller, 98 Centimes, 42 Kopeken

DD
N918a

Voigtländers Quellenbücher

Eine Sammlung wohlfeiler, wissenschaftlich genauer Ausgaben literarischer und bildlicher Quellen für jedermann. Zur Vertiefung jedes Studiums, zur Befriedigung des persönlichen Wissenstriebes und zur gediegenen Unterhaltung.

Die Sammlung wendet sich an jeden, der an die wahren Quellen unseres Wissens herantreten will, sei es in ernstem Studium, sei es zur belebenden Vertiefung seiner Kenntnisse, sei es aus Freude an gediegener und doch spannender Leseunterhaltung.

Die ausgewählten Quellen sind teils Neudrucke urkundlicher oder literarischer Quellenwerke, teils bildliche Urkunden mit begleitendem Text, teils quellenmäßige Darstellungen erster Hand. Sie bringen aus den verschiedensten Gebieten des Wissens für die Entwicklung das Wesentliche und Entscheidende.

Alle Bände der Sammlung werden von Fachmännern nach dem Stand der jüngsten Forschungen ausgewählt und bearbeitet. Sie sollen sowohl den Sachkenner befriedigen, als auch von jedermann, ohne besondere Vorkenntnisse, mit Verständnis und Genuß aufgenommen werden können.

Der Preis des Bändchens, fest kartoniert, beträgt in der Regel weniger als 1 Mark.

5335

Voigtländers Quellenbücher

Bis Mai 1912 erschienen:

1 Die ersten deutschen Eisenbahnen Nürnberg—Fürth und Leipzig—Dresden. Herausgegeben von Friedrich Schulze. 64 Seiten mit 19 Abbildungen . . . . . M. —.60 — 72 hell. 80 cts. 36 kop.

Friedrich Lists treibende Artikel und Aufrufe, Goethe und Friedrich Harkort über wirtschaftliche und militärische Bedeutung der Eisenbahnen, Gegner und Zweifler, Bauweise, Geldbeschaffung, Baugeschichte und Eröffnung. Wichtiges, zum Teil noch unveröffentlichtes Material, auch in den Abbildungen.

2 Brandenburg-Preußen auf der Westküste von Afrika 1681 bis 1721. Verfaßt vom Großen Generalstabe, Abteilung für Kriegsgeschichte. 98 Seiten mit 2 Kärtchen und einer Skizze . . M. —.80 — 96 hell. 110 cts. 48 kop.

Der Band ist der Wiederabdruck einer vom Großen Generalstab 1885 nach den Urkunden des Kgl. Geheimen Staatsarchivs in Berlin bearbeiteten Schrift. Sie enthält eingehend und anschaulich die Geschichte der Kolonie und Festung Groß-Friedrichsburg und des Kastells Arguin, der ersten deutschen Kolonien.

3 Cornelius Celsus über die Grundfragen der Medizin. Herausgegeben von Dr. med. et jur. Th. Meyer-Steineg, Professor an der Universität Jena. 82 Seiten . . . . . M. —.70 — 84 hell. 95 cts. 42 kop.

Im alten Rom gab es neben den zahlreichen Berufsärzten, den Heilsklaven, auch zahlreiche gebildete Laien, in deren enzyklopädischem Gesamtwissen die Medizin einen großen Raum einnahm. Zu diesen gehörte Cornelius Celsus. Seine Schrift: „De medicina" gewährt einen deutlichen und lebendigen Einblick in den Stand der Medizin um die Mitte des ersten Jahrhunderts n. Chr. und bietet uns — namentlich in den beiden ersten hier dargebotenen Büchern — eine der klarsten Quellen des Wissens zu den Grundfragen der Heilkunde.

4 Ausgewählte Briefe des Feldmarschalls Lebrecht von Blücher. Herausgegeben von Friedrich Schulze. 80 Seiten mit Bildnis. . . . . M. —.60 — 72 hell. 80 cts. 36 kop.

Das Bändchen bringt Briefe aus dem ganzen Leben des Marschalls, alle in ihrer urwüchsigen Schreibweise, als wertvolle Urkunden zur Charakteristik des großen Mannes und seiner Zeit. Die erste authentische Sammlung dieser Art.

5 Die Kämpfe mit Hendrik Witboi 1894 und Witbois Ende. Von Theodor Leutwein, Generalmajor und Gouverneur a. D. 69 Seiten mit einem Bildnis und zwei Karten . . . . . M —.60 — 72 hell. 80 cts. 36 kop.

Der Verfasser, damals Major, hat bekanntlich 1894 die Hottentotten unter dem alten Witboi in Südwestafrika in unendlich schwierigen Kämpfen bekriegt und zu einer Freundschaft gewonnen, die bis 1904 angehalten hat. Witboi ist der Heros des Hottentottenvolkes geworden. Das Werkchen ist ein von dem Verfasser bearbeiteter Auszug aus seinem großen Werke „Elf Jahre Gouverneur in Deutsch-Südwestafrika".

6 Die Belagerung, Eroberung und Zerstörung der Stadt Magdeburg am 10./20. Mai 1631. Von Otto von Guericke. Nach der Ausgabe von Friedrich Wilhelm Hoffmann neu herausgegeben von Horst Kohl. 83 Seiten. Mit einer Ansicht der Belagerung nach einem alten Stiche und einem Plan . . . . . M. —.70 — 84 hell. 95 cts. 42 kop.

Otto von Guericke, der bekannte Erfinder der Luftpumpe, war während der Belagerung 1631 Ratmann und Baubert, später Bürgermeister von Magdeburg. Seine Schilderung ist „der rechte, wahre Verlauf mit der Eroberung dieser guten Stadt Magdeburg, welchen sich niemand, da anders die Wahrheit soll berichtet werden, kann lassen zuwider sein".

Umrechnung der Mark-Preise in die im österr.-ungar., schweizer. und deutsch-russ. Buchhandel üblichen Sätze am Rand. In England u. Kolonien 1 Mark = 1 Schilling mit ortsüblichen Zuschlägen.

※ Voigtländers Quellenbücher ※

84 hell.
95 cts.
42 kop.

7 Die Straßenkämpfe in Berlin am 18. und 19. März 1848. Verfaßt von Hubert von Meyerinck, Generalleutnant z. D. Neu herausgegeben von Horst Kohl. 91 Seiten mit 3 Plänen M. —.70

Die klassische Schilderung der beiden denkwürdigen Tage. Zwei Fragen, die Gegenstand vielen und leidenschaftlichen Streites gewesen sind, werden endgültig entschieden: Wer die beiden Schüsse abgegeben hat, die das Signal zu dem Beginn des Kampfes waren, und wie der Befehl zum Abzug der Truppen zustandekam.

1 Kr. 56 hell.
1 fr. 75 cts.
78 kop.

8 Deutsche Hausmöbel bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts. Herausg. von Dr. Otto Pelka, Direktorialassistent am Kunstgewerbe-Museum, Dozent an der Handels-Hochschule, Leipzig. 112 Seiten mit 139 Abbildungen . . . . . M. 1.30

In 139 Abbildungen wird eine Übersicht über die Entwickelung des deutschen Hausmöbels gegeben: Gotik, Renaissance, Rokoko, Barock, Biedermeierzeit usw. Es ist eines der Bändchen, in denen die Bilder die Quelle sind, durch den Text des Herausgebers erläutert und verbunden.

84 hell.
95 cts.
42 kop.

9 Deutschlands Einigungskriege 1864—1871 in Briefen und Berichten der führenden Männer. Herausgegeben von Horst Kohl. Erster Teil: Der deutsch-dänische Krieg 1864. 82 Seiten . . M. —.70

So viel auch über die deutschen Einigungskriege geschrieben und gedruckt ist, fehlt es doch gänzlich an einer ganz kurzen und doch das Wesentliche erschöpfenden urkundlichen Geschichte. Welche Urkunden aber wären anschaulicher und lebendiger als die intimen Briefe und Berichte der führenden Männer, in diesem Bändchen von König Wilhelm, Bismarck, Moltke, König Johann von Sachsen usw.

1 Kr. 20 hell.
1 fr. 35 cts.
60 kop.

10 Deutschlands Einigungskriege 1864—1871 in Briefen und Berichten der führenden Männer. Herausgegeben von Horst Kohl. Zweiter Teil: Der deutsche Krieg 1866. 144 Seiten . . . M. 1.—

Wie im vorigen Band verbindet der Herausgeber durch eine knappe Einleitung die Urkunden zu einer Einheit. Die Briefe und Berichte sind von König Wilhelm, Bismarck (darunter das Kapitel „Nikolsburg" der Gedanken und Erinnerungen), Moltke (darunter der Aufsatz „Über den angeblichen Kriegsrat in den Kriegen König Wilhelms I."), Roon, dem Kronprinzen, dem Prinzen Friedrich Karl.

Dritter Teil siehe Nr. 16.

84 hell.
95 cts.
42 kop.

11 Geographie des Erdkreises. Von Pomponius Mela. Aus dem Lateinischen übersetzt u. erläutert von Dr. Hans Philipp, Assistent des Seminars für historische Geographie in Berlin. Erster Teil: Mittelmeerländer. 91 Seiten mit 1 Karte und 2 Abbildungen. M. —.70

In Melas Geographie des Erdkreises (um 42 n. Chr.) lernen wir die gesamten Probleme der Erdkunde kennen, die damals bestanden (Nilfrage, Istergabelung, Wundervölker des Ostens, Zonentheorie usw.); wir erhalten auch eine Vorstellung von einer antiken Karte.

1 Kr. 08 hell.
1 fr. 20 cts.
54 kop.

12 Robert Mayer über die Erhaltung der Kraft. Vier Abhandlungen, neu herausgegeben und mit einer Einleitung sowie Erläuterungen versehen von Dr. Albert Neuburger. 128 S. M. —.90

Der Arzt Robert Mayer in Heilbronn (1814—78) hat durch die Entdeckung des Gesetzes von der Erhaltung der Kraft die verschiedensten Zweige menschlicher Tätigkeit auf neue Grundlagen gestellt. Physik und Physiologie, Medizin und Botanik, gewerbliche und technische Tätigkeit werden gleichmäßig durch die aus diesem Gesetz gezogenen Folgerungen beeinflußt. Die Veröffentlichungen des Entdeckers sind aber in weiteren Kreisen überhaupt nicht bekannt geworden. Darum werden die vier grundlegenden Abhandlungen, wenn auch zum Teil gekürzt, hier ihrer Verborgenheit entzogen.

Fortsetzung am Schlusse des Buches.

Umrechnung der Mark-Preise in die im österr.-ungar., schweizer.- und deutsch-russ. Buchhandel üblichen Sätze am Rand. In England u. Kolonien 1 Mark = 1 Schilling mit ortsüblichen Zuschlägen.

Voigtländers Quellenbücher
Band 15

Antike Quellen zur Geschichte der Germanen

Zusammengestellt, übersetzt und erläutert von
Dr. Curt Woyte

Erster Teil

Von den Anfängen bis zur Niederlage der Cimbern und Teutonen

R. Voigtländers Verlag in Leipzig

DD
W918a

24835.
17-9-13.

Altenburg
Piererſche Hofbuchdruckerei Stephan Geibel & Co. 2030.

Vorwort.

Die „Antiken Quellen zur Geschichte der Germanen" sollen für jeden, der sich in die Tage der alten Deutschen zurückversetzen will, ein Lesebuch sein, das ihn durch Wiedergabe der literarischen Quellen selbst über ihr Leben und ihre Geschicke unterrichtet. Diese Quellen sind für uns die Berichte griechischer und römischer Schriftsteller über das Land, die Sitten und die Kämpfe der Germanen mit Rom. Wie Ziehen in der Einleitung zu seinem „Quellenbuch zur Deutschen Geschichte von 1815 bis zur Gegenwart" (Dresden, Ehlermann) ausführt, „ist es für jeden, der nicht an der Oberfläche haften bleiben will, ein Genuß ganz besonderer Art, von den erzählenden Darstellungen eines geschichtlichen Zeitraums sich den Quellen zuzuwenden". Aber die hier in Betracht kommenden Nachrichten sind in fremden Sprachen geschrieben und auch abgesehen davon schwer zugänglich, weil es an einer übersichtlichen Zusammenstellung der mitunter sehr verstreuten Berichte fehlt. Diesem Mangel sollen die „Antiken Quellen zur Geschichte der Germanen" abhelfen, deren erstes Bändchen von Land und Sitten unsrer Vorfahren und von ihrem ersten Zusammenstoß mit den Römern erzählt.

Wo mehrere Berichte über *ein* Ereignis vorliegen, wird in der Regel nur der wichtigste angeführt. Auf bedeutend abweichende oder ergänzende Mitteilungen anderer Gewährsmänner wird in den Anmerkungen hingewiesen. Mit Rücksicht darauf, daß die „Quellenbücher" nicht allein für die Zwecke wissenschaftlichen Studiums, sondern auch zu einer die Kenntnisse vertiefenden Lektüre für jedermann bestimmt sind, ist jede an sich nicht ohne weiteres verständliche Bezeichnung fremder Dinge erläutert worden. In diesem Sinne bittet der Herausgeber die Anmerkungen zu beurteilen.

Aus der reichhaltigen Literatur mögen folgende Werke erwähnt werden:

Die Geschichtschreiber der deutschen Urzeit in deutscher Bearbeitung. Die Urzeit. Bearbeitet von Dr. J. Horkel. Berlin, Besser 1847.

Felix Dahn, Die Könige der Germanen, 12 Bde. 1857—1909.

G. Erler, Deutsche Geschichte. I. Bd. Leipzig, Dürr 1882.

A. Riese, Das rheinische Germanien in der antiken Literatur. Leipzig 1892.

K. Müllenhoff, Deutsche Altertumskunde. IV. Bd. Berlin, Weidmann 1900.

Dahlmann-Waitz, Quellenkunde der deutschen Geschichte. Leipzig 1906/7.

M. Bang, Die Germanen im römischen Dienst bis zum Regierungsantritt Konstantins. I. 1906.

R. Kunze, Die Germanen in der Antiken Literatur. I. Bd. 1906. II. Bd. 1907. Leipzig, Freytag.

L. Schmidt, Geschichte der deutschen Stämme bis zum Ausgange der Völkerwanderung. 2. Aufl. = 1910.

K. Schuhmacher, Die Germania des Tacitus und die erhaltenen Denkmäler. Mainzer Zeitschrift IV = 1909, S. 1 ff.

— Verzeichnis der Abgüsse und wichtigeren Photographien mit Germ.-Darstellungen. 2. Aufl. = 1910.

J. Pesch, Geschichte der Germanen bis zum Tode Cäsars. Paderborn 1911.

G. Kossinna, Die Herkunft der Germanen. Würzburg 1911.

Emil Sadée, Römer und Germanen. 2 Teile. Berlin-Wilmersdorf, Paetel 1911.

Otto Th. Schulz, Über die wirtschaftlichen und politischen Verhältnisse bei den Germanen zur Zeit des C. Julius Cäsar. (Klio, Beiträge zur alten Geschichte. Leipzig, Dietrich 1911, S. 48/82.)

Aus Germanischer Zeit. Schaffstein, Cöln (Grüne Bändchen).

So möge sich denn das erste Bändchen der „Antiken Quellen zur Geschichte der Germanen" zahlreiche Freunde erwerben und durch Vertiefung und Verbreitung der Kenntnis vaterländischer Geschichte zur Erstarkung deutschen Wesens und deutscher Kraft beitragen!

Leipzig, im Januar 1912.

Dr. phil. Curt Woyte,
Gymnasialoberlehrer zu St. Nicolai.

Inhalt.

I. Germanien: Land und Leute.

Seite

Geographie und Völkerverteilung (Strabo, Geographica VII, 1, 1—4; 2, 4; 3, 1) 7
Die Chauken (Plinius, Naturalis historia XVI, 2 ff.) 16
Die Sueben (Strabo, Geographica VII, 1, 3; Cäsar, De Bello Gallico IV, 1—3; Tacitus, Germania 38) 17
Die Urwälder (Plinius, Naturalis historia XVI, 5—6; Cäsar, De Bello Gallico VI, 25—28) 20
Der Bernstein (Plinius, Naturalis historia XXXVII, 35 ff.) . 23
Der Bericht Cäsars über die Germanen (Cäsar, De Bello Gallico VI, 21—24) 24
Der Bericht des Tacitus über die Germanen (Tacitus, Germania 1—27) 27

II. Die Kämpfe der Römer mit den Cimbern und Teutonen (113—101 v. Chr.).

Der Bericht des Gajus Vellejus Paterculus (Historia Romana II, 12, 2—5) 49
Ansichten der Alten über die Gründe der Auswanderung der Cimbern und Teutonen (Strabo, Geographica VII, 1, 1—2) 50
Die Schlacht bei Noreja (Appian, Celtica 13) 52
Die Schlacht bei Arausio (Orosius, Historiae adversus paganos V, 16) 53
Die Schlachten bei Aquä Sextiä und Vercellä (Plutarch, Marius 11—27) 55
Der Bericht des Florus über die Kämpfe mit den Cimbern und Teutonen (Florus, Bellorum omnium annorum DCC I, 38) 78

I. Germanien: Land und Leute.

Geographie und Völkerverteilung.

(Strabo, Geographica VII, 1, 1—4; 2, 4; 3, 1.)

Was wir über das Land und die Sitten unserer Vorfahren wissen, verdanken wir in erster Linie den Schriften eines Cäsar, Strabo, Pomponius Mela, Plinius und Tacitus.

Über die Geographie und Völkerverteilung unterrichtet uns am besten Strabo[1]). Im siebenten Buche seines geographischen Werkes findet sich ein längerer Abschnitt über Deutschland. Strabo hat in den vorhergehenden Büchern über Spanien, Gallien und Italien gesprochen und will nun noch die übrigen Teile Europas behandeln, d. h. das Land östlich vom Rhein bis an den Don und das Land zwischen dem Adriatischen Meere und der linken Seite des Schwarzen Meeres bis hinunter nach Griechenland und dem Marmarameer, ein Ländergebiet, das, wie er meint, durch die Donau fast in zwei Hälften zerlegt wird. In diesem Zusammenhange erzählt er, von einer Beschreibung des Donaulaufes ausgehend, folgendes[2]):

Der Ister[3]), der größte unter den Strömen Europas, fließt zunächst in südlicher und dann in östlicher Richtung geradeaus auf den Pontus[4]) zu. Er entspringt im äußersten Westen Deutschlands, in der Nähe des Adriatischen Meerbusens, etwa 1000 Stadien[5]) von ihm entfernt, und ergießt

---

[1]) Strabo, geb. um 64 v. Chr., gest. um 19 n. Chr., stammte aus Amasea im Pontus (einer Landschaft Kleinasiens am Schwarzen Meere). Er ist besonders bekannt durch sein großes, 17 Bücher umfassendes geographisches Werk, das uns erhalten ist.

[2]) Den Übersetzungen sind, wenn nichts anderes angegeben ist, die Teubnerschen Texte zu Grunde gelegt worden.

[3]) Die Donau.

[4]) Das Schwarze Meer.

[5]) Ein zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten verschieden großes Längenmaß, durchschnittlich etwa 185 m (nach Dörpfeld 164 m).

sich in den Pontus, nicht weit von den Mündungen des Tyras[1]) und des Borysthenes[2]), mit einer geringen Biegung nach Norden.

Nördlich vom Ister liegen die Länder jenseits des Rheines und Galliens, die bewohnt werden von den galatischen[3]) und germanischen Stämmen bis zu den Bastarnen[4]), Tyregeten und bis zum Borysthenes hin und von all den Völkern, die zwischen Borysthenes, Tanais[5]) und der Mündung der Mäotis[6]) bis zum Ozean hinauf und am Pontus wohnen.

Südlich vom Ister aber sitzen die Illyrier[7]), Thracier[8]) und all die keltischen[9]) und anderen Volksstämme, die sich mit jenen vermischt haben, bis nach Griechenland hin.

Zunächst wollen wir von den Völkern nördlich des Ister sprechen, weil bei ihnen die Dinge viel einfacher als bei den südlichen liegen.

Östlich von den Galliern also, nur durch den Rhein[10]) von ihnen getrennt, wohnen die Germanen. Der Unterschied zwischen beiden Völkern ist nur gering. Abgesehen

---

[1]) Später Danastris, heute Dnjestr genannt.

[2]) Der heutige Dnjepr.

[3]) Galatisch = gallisch.

[4]) Ein germanisches Volk, das von den Weichselquellen bis südlich unterhalb der Donaumündungen wohnte (Podolien, Galizien, Ukraine).

[5]) Tanais ist der heutige Don.

[6]) Mäotis, eigentlich „Sumpfmeer", ist das heutige Asowsche Meer.

[7]) Im heutigen Dalmatien und Albanien.

[8]) Zwischen Donau, Schwarzem Meer, Ägäischem Meer und Macedonien.

[9]) Die Kelten sind ein indogermanischer Volksstamm, der über das mittlere und nördliche Gallien, das westliche und südliche Germanien, das obere Donaugebiet, die britischen Inseln und in einzelnen eingewanderten Stämmen über Oberitalien, Hispanien und Kleinasien verbreitet war.

[10]) Über den Rhein sagt Strabo (IV, 3, 3): Er ist reißend und deshalb schwer zu überbrücken. Nachdem er das Gebirge verlassen hat, durchströmt er Ebenen in geringem Gefälle. Außerdem lesen wir bei Pomponius Mela, der um 40 n. Chr. einen kurzen geographischen Abriß in lateinischer Sprache (de chorographia) schrieb, über den Rhein folgendes (III, 2, 24): „Der Rhein, der

davon nämlich, daß die Germanen wilder, größer und blonder als die Gallier sind, gleichen sie ihnen im übrigen völlig an Gestalt, Sitte und Lebensweise. Deshalb auch, glaube ich, haben die Römer sie Germanen genannt, um sie als „echte" Gallier zu bezeichnen; denn das bedeutet das lateinische „Germani" [1]).

Die ersten Teile Germaniens sind die, die sich am Rheine von seiner Quelle bis zu den Mündungen hinziehen. Dieser Landstrich längs des Rheines macht auch beinahe die westliche Breite des Landes aus. Zum Teil wurden seine Bewohner von den Römern nach Gallien verpflanzt, zum Teil kamen sie dem zuvor und verlegten ihre Wohnsitze von selbst weiter ins Innere des Landes, wie z. B. die Marser[2]). Nur wenige blieben wohnen, darunter ein Teil der Sugambrer[3]). An diese Stämme längs des Rheines schließen sich die übrigen an, die zwischen Rhein und Elbe wohnen.

Die Elbe fließt fast in gleicher Richtung mit dem Rheine dem Ozean zu und ist ebenso lang wie jener.

Zwischen diesen beiden Strömen fließen noch andere

---

von den Alpen herabkommt, bildet in der Nähe seiner Quelle zwei Seen, den Venetus (Bodensee) und Akronus (Überlingersee). Nachdem er dann in ungeteilter Kraft und in einem festen Bett dahingeströmt ist, breitet er sich in der Nähe des Meeres nach verschiedenen Seiten aus. Zur Linken bleibt er immer noch ein Fluß, der bis zur Mündung den Namen Rhein behält. Zur Rechten aber fließt er zunächst gleichmäßig schmal dahin, dann treten jedoch die Ufer auf eine lange Strecke weit zurück, so daß der Fluß zu einem ungeheuren See wird, der die Fluren überflutet. Jetzt heißt er Flevo (der heutige Zuyderſee). Nachdem er noch eine Insel gleichen Namens umflossen hat, wird er wieder schmaler und mündet schließlich als Fluß ins Meer." Über Pomponius Mela vgl. Band 11 dieser Sammlung: Pomponius Mela, Geographie des Erdkreises. Von Dr. Hans Philipp.

[1]) Andere fassen es wohl richtiger als „Nachbarn". So wurden ursprünglich die Tungrer um Lüttich von den Galliern bezeichnet. Dieser Name wurde dann allmählich auf das ganze Volk rechts des Rheines übertragen. (Vgl. S. 29). In die Literatur eingeführt ist der Name „Germani" durch Cäsar.

[2]) Zwischen Rhein, Lippe und Ems.

[3]) Zwischen Sieg und Ruhr bis an die Lippe.

schiffbare Flüsse dem Meere zu, gleichfalls von Süden nach Norden, wie z. B. der Amasias[1]), auf dem Drusus die Brukterer[2]) in einem Schiffskampfe besiegte. Nach Süden nämlich steigt das Land an und bildet einen Bergrücken, der an die Alpen stößt und sich nach Osten gleichsam als ihre Fortsetzung hinzieht. Und tatsächlich haben auch einige diesen Gebirgszug für einen Teil der Alpen erklärt, einmal wegen der eben beschriebenen Lage, sodann aber auch wegen der gleichen Vegetation; doch sind die Berge dieses Höhenzuges niedriger als die der Alpen.

Hier befindet sich auch der Hercynische Wald[3]), und hier wohnen die suebischen[4]) Völkerschaften, zum Teil innerhalb des Waldes. In ihrem Lande liegt auch die Residenz des Königs Marobodus, namens Buiämon[5]), wohin er neben einigen anderen Völkerschaften auch seine Landsleute, die Markomannen[6]), versetzte. Ursprünglich ein Privatmann, trat Marobod nach seiner Rückkehr aus Rom an die Spitze seines Stammes. Als Jüngling hatte er in Rom gelebt und war von Augustus mit Beweisen seiner Huld ausgezeichnet worden; nach seiner Rückkehr jedoch schwang er sich, wie erzählt, zum Herrscher empor und unterwarf außer den schon erwähnten Stämmen das große Volk der Lugier[7]), die Zumer, Gutonen[8]), Mugilonen, Sibiner und

---

[1]) Die Ems.

[2]) Die Brukterer wohnten westlich von Ems und Lippe bis zum Hercynischen Wald. Die Schlacht fand im Jahre 12 v. Chr. statt.

[3]) Gesamtname aller Gebirge Süddeutschlands vom Schwarzwald bis an die Karpathen. (Vgl. S. 13. 21 ff.)

[4]) Ein großer germanischer Volksstamm, der ursprünglich an den Küsten der Ostsee wohnte und sich von da nach Westen und Süden verbreitete. Der Name Sueben ist bisweilen bei den Alten Gesamtbezeichnung für Stämme, die man nicht bestimmen kann.

[5]) Strabo verwechselt hier das Land Böhmen (entstanden aus Buiämon, Boiohemum, d. i. Heimat der Bojer) mit der Haupt- und Residenzstadt des Landes, die bei anderen Autoren Marobudum heißt und für das heutige Budweis gehalten wird.

[6]) Vor Marobod lassen sich die Markomannen als ein bestimmtes Volk nicht nachweisen. Vielleicht bezeichnet der mit „Mark" zusammenhängende Name weiter nichts als Grenzwehr, Grenzmänner.

[7]) In Schlesien und im westlichen Polen.

[8]) Vielleicht ein Stamm der Goten.

einen mächtigen Stamm der Sueben selbst, die Semnonen[1]). Die Sueben wohnen jedoch, wie gesagt, zum Teil auch außerhalb des Hercynischen Waldes bis zum Lande der Geten[2]) hin.

Andere, unbedeutendere Völker deutschen Stammes sind die Cherusker[3]), Chatten[4]), Gamabrivier[5]), Chattuarier[6]) und an der Meeresküste die Sugambrer, Chauber, Brukterer, Cimbern[7]), Chauker[8]), Kaulker, Kampianer u. a. m.

In gleicher Richtung wie der Amasias fließen auch Visurgis[9]) und Lupias[10]), letzterer etwa 600 Stadien vom Rhein entfernt durch das Land der kleinen Brukterer.

Außerdem gibt es noch einen Fluß, namens Salas[11]). In dem Lande zwischen ihm und dem Rhein fiel Drusus Germanikus auf einem erfolgreichen Feldzuge. Er hatte nicht bloß die meisten Völker in seine Gewalt gebracht, sondern auch die Inseln, an denen er vorübergefahren war, darunter auch Bucharnis[12]), die er jedoch erst belagern mußte.

Bekannt wurden diese Völker durch ihre Kriege mit den Römern, in deren Verlauf sie sich ergaben und dann wieder zu den Waffen griffen oder auch auswanderten. Und von noch mehr Völkern würden wir Kenntnis erlangt haben, wenn der Kaiser Augustus seinen Feldherrn erlaubt hätte, die Stämme, die ins Land jenseits der Elbe ausgewandert waren, zu verfolgen. So aber hoffte er, die Kämpfe, in die er damals gerade verwickelt war, erfolgreicher zu beenden, wenn er den Frieden der Völker jenseits

---

[1]) Zwischen Elbe und Oder an der Spree. Später wanderten sie nach Süddeutschland aus.

[2]) Eine thracische Völkerschaft. Was hier bei Strabo noch über die Sueben folgt, steht weiter unten S. 17.

[3]) Zwischen Elbe und Weser.

[4]) In Hessen-Nassau und Oberhessen.

[5]) In der Nähe der Ruhr.

[6]) In der Nähe der Ems.

[7]) In Nordjütland und an der Ostsee.

[8]) Zwischen unterer Elbe und Weser.

[9]) Die Weser.

[10]) Die Lippe.

[11]) Die Saale.

[12]) Das heutige Borkum.

der Elbe nicht störte und sie nicht mit in den Krieg hineinzöge. Angefangen hatten den Krieg die in der Nähe des Rheines wohnenden Sugambrer, an deren Spitze Melo stand. Von hier aus verbreitete er sich über andere Völker, die ihre Selbständigkeit behaupteten oder auch einbüßten, dann aber wieder unter Preisgabe ihrer Geiseln und Verträge abfielen. Gegen diese Stämme ist Mißtrauen von großem Vorteil; denn diejenigen, denen Vertrauen geschenkt wurde, richteten den größten Schaden an, wie z. B. die Cherusker und ihre Vasallen. Wurden doch in ihrem Lande drei römische Heere zusammen mit dem Feldherrn Quintilius Varus unter Vertragsbruch in einen Hinterhalt gelockt und niedergemetzelt[1]). Aber sie mußten alle dafür büßen, und durch sie wurde des jüngeren Germanikus Triumphzug überaus glänzend. Wurden doch in ihm die vornehmsten Männer und Frauen aufgeführt: Siegmund, des Segestes Sohn, der Anführer der Cherusker, dessen Schwester Thusnelda, die Frau des Arminius, der bei dem vertragswidrigen Überfall des Quintilius Varus die Cherusker führte und noch jetzt den Krieg fortsetzt, und der dreijährige Sohn beider, Thumelikus; ferner Sesithakus, des Cheruskerfürsten Segimer Sohn, mit seiner Frau Rhamis, der Tochter des Chattenfürsten Ukromir, und der Sugambrer Deudorix, der Sohn des Bätorix, des Bruders Melos. Segest aber, Armins Schwager, hatte sich gleich anfangs dessen verräterischen Absichten widersetzt, hatte eine günstige Gelegenheit wahrgenommen und war zu den Römern übergegangen. Bei ihnen stand er in hohen Ehren und mußte mit ansehen, wie die, die ihm die Teuersten waren, im Triumphe aufgeführt wurden. Unter den dabei zur Schau gestellten Gefangenen befand sich auch der Chattenpriester Libes, ebenso einzelne Leute von den unterworfenen Völkern, wie z. B. von den Kaulkern, Kampfanern, Brukterern, Usipern[2]), Cheruskern, Chattuariern, Landern und Tubattiern.

Vom Rhein bis zur Elbe würde man etwa 3000 Stadien brauchen, wenn man geraden Wegs gehen könnte. So

[1]) In der bekannten Hermannsschlacht im September des Jahres 9 n. Chr..

[2]) Ein westgermanisches Volk, das seit den Zeiten des Kaisers Tiberius (14—37 n. Chr.) unterhalb der Ruhrmündung wohnte.

aber muß man auf Kreuz- und Querwegen Sümpfe und dichte Wälder umgehen.

Der Hercynische Wald hat ziemlich dichten und hohen Baumbestand. In Gegenden, die schon von Natur geschützt sind, umfaßt er ein großes Gebiet. In seiner Mitte liegt ein gut bewohnbares Land, von dem schon die Rede war[1]). Nicht weit davon entfernt befinden sich die Quellen der Donau und des Rheins, der zwischen beiden Strömen liegende See[2]) und die vom Rhein herrührenden Sümpfe. Der Umfang des erwähnten Sees beträgt mehr als 500 Stadien[3]) und die Überfahrt an die 200 Stadien. Im See liegt auch eine Insel, deren sich Tiberius in einem Seegefecht mit den Vindeliciern[4]) als Stützpunkt bediente[5]). Da der See südlicher als die Isterquellen liegt, muß derjenige, der von Gallien zum Hercynischen Walde will, zunächst über den See und dann über den Ister. Jenseits dieses Stromes kann er dann in bequemerem Gelände über Bergebenen hinweg die Reise zum Walde fortsetzen. Als sich Tiberius einen Tagesmarsch weit vom See entfernt hatte, erblickte er die Quellen des Ister. An den See grenzt auf eine kurze Strecke das Land der Rhäter[6]), auf eine größere das der Helvetier[7]) und Vindelicier . [8]) . . . . und die Wüste der Bojer[9]). Bis nach Pannonien[10]) hin bewohnen alle Völker, besonders aber die Helvetier und Vindelicier, Gebirgsebenen. Das Land der Rhäter und Noriker[11]) erstreckt

[1]) Bei Erwähnung der zum Teil innerhalb des Waldes wohnenden Sueben (S. 10).

[2]) Der Bodensee; vgl. S. 8 Anm. 10.

[3]) Etwa 90 km; diese Zahl ist viel zu klein, daher muß man hier eine verderbte Lesart annehmen. Nach heutiger Berechnung beträgt der Umfang etwa 220 km.

[4]) Südlich der Donau. Ihre Hauptstadt war das heutige Augsburg.

[5]) Im Jahre 15 v. Chr.

[6]) Zwischen Donau, Rhein und Lech.

[7]) Die Bewohner der jetzigen Schweiz.

[8]) Hier ist eine Lücke im griechischen Text.

[9]) Zwischen Inn und Böhmerwald.

[10]) Ein Teil von Ungarn, Slavonien und Bosnien.

[11]) Das jetzige Ober- und Niederösterreich, den größten Teil von Steiermark, Kärnten, Krain, das Innviertel Bayerns, das Pustertal in Tirol, den Pinzgau und Salzburg umfassend.

sich bis hinauf zu den Alpenpässen und bis hinab nach Oberitalien. Teils grenzen sie an die Insubrer[1]), teils an die Karner[2]) und die Umgebung Aquilejas.

Auch noch einen anderen großen Wald gibt es, mit Namen Gabreta[3]), diesseits der Sueben; nördlich davon liegt der Hercynische Wald; wie dieser, so wird auch jener von Sueben bewohnt.

Die Völker im Norden Deutschlands wohnen, wie schon erwähnt, an der Küste des Ozeans; bekannt sind jedoch nur die zwischen Rheinmündungen und Elbe, und davon wieder am meisten die Sugambrer und Cimbern. Das Küstenland jenseits der Elbe aber kennen wir überhaupt nicht. Denn einmal hat, soviel wir wissen, niemand in früheren Zeiten diese Küstenfahrt nach den östlichen Ländern bis zur Mündung des Kaspischen Meeres hin unternommen, sodann sind die Römer niemals bis zu den Ländern jenseits der Elbe vorgedrungen, und ebensowenig ist jemals einer zu Fuß dorthin gekommen. Daß man aber in gerader östlicher Richtung auf die am Borysthenes und nördlich vom Pontus gelegenen Länder stößt, ergibt die geographische Länge und Breite. Schwer dagegen ist zu sagen, was sich hinter Deutschland befindet und welches Volk zunächst kommt, ob das, wie die Mehrzahl annimmt, die Bastarnen sind, oder ob vorher noch andere wohnen, Jazygen[4]) oder Rhoxolaner oder andere Wagenbewohner[5]). Ebensowenig weiß man, ob das Land ganz bis an die Meeresküste hinauf bewohnt oder ob infolge der zu kalten Temperatur oder irgendeiner anderen Ursache ein Stück unbewohnt ist, oder ob noch ein anderer Menschenstamm zwischen dem Meere und Ostdeutschland sitzt. Die gleiche Unkenntnis herrscht in betreff der übrigen Völker, die sich nach Norden zu an die eben erwähnten anschließen. Wissen wir doch weder von den Bastarnen noch von den Sauro-

---

[1]) Ihre Hauptstadt war Mediolanum (Mailand).

[2]) Im heutigen Kärnten und Krain.

[3]) Der Wiener Wald.

[4]) Ein sarmatischer Volksstamm (siehe S. 15 Anm. 1).

[5]) Steppenvölker, die ihre Zeltwagen mit sich führen und sie zugleich als Wohnungen benutzen.

maten[1]) noch überhaupt von den Völkern oberhalb des Pontus, wie weit sie von der Küste des Atlantischen Ozeans entfernt oder ob sie an ihr wohnen.

Der südliche Teil Deutschlands, jenseits der Elbe, wird nach wie vor von den Sueben bewohnt. Daran schließt sich unmittelbar das Land der Geten. Anfangs schmal, zieht es sich in seinem südlichen Teile am Ister hin und auf der entgegengesetzten Seite am Hercynischen Walde, von dem es auch ein Stück umfaßt. Dann wird es, nach Norden zu, breiter und flacher bis zum Lande der Tyregeten hin. Die genauen Grenzen anzugeben, ist unmöglich.

Es würde über den Rahmen unserer Darstellung hinausgehen, wollten wir alle Nachrichten der Alten über die einzelnen germanischen Völker anführen. Nur was uns von den Chauken und Sueben überliefert ist, soll des kulturgeschichtlichen Interesses wegen nicht unerwähnt bleiben.

Die Chauken, die an der Meeresküste von der Ems bis zur Elbe und bis ins Oldenburgische und Bremische wohnten, werden von Tacitus[2]) das edelste Volk der Germanen genannt. Still und abgeschlossen lebt es ohne Herrschgier in einer gewissen Gesittung dahin, unternimmt keine Verheerungszüge und reizt niemanden zum Kriege. Mehr als diese ehrende Schilderung erregt jedoch unser Interesse, was Plinius[3]) in seiner Naturgeschichte über

---

[1]) Die Sauromaten oder Sarmaten wohnten im ehemaligen Polen, der kleinen Tatarei und in den angrenzenden Ländern.

[2]) Publius Cornelius Tacitus, der von etwa 55 bis nach 117 n. Chr. lebte, gilt als der bedeutendste römische Geschichtschreiber. Von seinen Werken kommt hier die im Jahre 98 entstandene Beschreibung Germaniens, die sogenannte Germania, in Betracht. Die Schrift, eine ethnographische Monographie im Geiste der Zeit, wie sie auch Seneca beispielsweise schrieb, zerfällt in einen allgemeinen Teil, dessen Übersetzung weiter unten unverkürzt folgt (S. 27 ff.), und in einen speziellen Teil über die einzelnen Völkerschaften. Über die Chauken handelt Kap. 35.

[3]) Gajus Plinius Secundus der Ältere lebte von 23—79 n. Chr. Er schrieb eine uns erhaltene Enzyklopädie in 37 Büchern. Sie enthält eine ungeheure Menge griechischen und lateinischen Werken entnommener Notizen aus fast allen Gebieten des menschlichen Wissens. Was er darin über Germanien erzählt, beruht zum Teil auf eigener Anschauung, die er als Offizier der römischen Reiterei in Deutschland gewonnen hatte.

die elende Lage erzählt, in der sich die Chauken infolge der Beschaffenheit ihres Landes befinden. Es sind die Bewohner der Hallig, deren Leben und Land uns überaus treu geschildert wird.

Die Chauken.

(Plinius, Naturalis historia XVI, 2ff.).

Bei den Chauken überflutet der Ozean zweimal innerhalb 24 Stunden in gewaltiger Strömung eine ungeheuer weite Strecke Landes. Indem er mit seinen Fluten den ewigen Kampf der beiden Elemente verhüllt, läßt er es unentschieden, ob man dieses Stück Erde dem Festland oder dem Meer zurechnen soll. Hier haust das armselige Volk der Chauken auf Hügeln oder auf von Menschenhand nach dem Stande der höchsten Flut errichteten Gerüsten[1]). Auf ihnen bauen sie ihre Hütten, so daß sie, wenn die ganze Umgebung von der Flut bedeckt ist, gleichsam in Schiffen leben; hat sich aber die Flut wieder verlaufen, so kommen sie einem wie Schiffbrüchige vor. In der Nähe ihrer Hütten machen sie Jagd auf die Fische, die in dem zurückgehenden Wasser davonschwimmen. Ist es ihnen doch unmöglich, Vieh zu halten und sich von Milch zu nähren wie ihre Nachbarn. Ja nicht einmal wilde Tiere können sie jagen, da in ihrer Nähe überhaupt kein Gesträuch wächst. Aus Schilf und Sumpfbinsen flechten sie sich Stricke, und aus diesen knüpfen sie die zum Fischfang nötigen Netze. Mit den Händen tragen sie Schlamm zusammen, lassen ihn mehr an der Luft als in der Sonne trocknen und benutzen dann dieses Torf zum Kochen ihrer Speisen und zur Erwärmung ihrer vom Nordwind erstarrten Glieder. Als Getränk dient ihnen einzig und allein Regenwasser, das sie auf dem Vorplatze ihrer Hütten in Gruben auffangen. Und dennoch reden solche Völker von Knechtschaft, wenn sie z. B. heute von Rom bezwungen würden. Aber so ist es in der Tat: viele verschont das Geschick, nur um sie zu strafen.

Diesem Berichte über die Chauken mögen sich die Mitteilungen anschließen, die die Alten über die Sueben gemacht haben und die besonders in kulturgeschichtlicher Hinsicht unsere Beachtung verdienen. Strabos Bericht lautet folgendermaßen:

[1]) Gemeint sind wohl Pfahlbauten.

Die Sueben.

(Strabo, Geographica VII, 1, 3; Cäsar, De Bello Gallico IV, 1—3; Tacitus, Germania 38).

Die Sueben sind das größte Volk; denn ihre Wohnsitze erstrecken sich vom Rhein bis zur Elbe, ja zum Teil auch noch bis über die Elbe hinüber, wo die Hermunduren[1]) und Langobarden[2]) wohnten, die sich jetzt jedoch sämtlich in das jenseitige Land geflüchtet haben. Allen diesen Völkern gemeinsam ist die Leichtigkeit, mit der sie umsiedeln. Das erklärt sich aus ihrer einfachen Lebensweise: sie betreiben keinen Ackerbau und speichern keine Vorräte auf, sondern hausen in Hütten und besitzen stets nur soviel, wie sie täglich brauchen[3]). Wie die Nomaden nähren sie sich zum größten Teil von ihrem Vieh; gleichwie diese laden sie ihren Hausrat auf die Wagen und ziehen mit ihren Viehherden, wohin es ihnen gerade gutdünkt.

Ausführlicher erzählt Cäsar[4]) über den Stamm der Sueben folgendes:

---

[1]) In Franken, vom Main bis an die Donau. Sie gelten als die unmittelbaren Vorfahren des Hauptbestandteils der heutigen Thüringer.

[2]) Zwischen Aller und Elbe, später in der Lombardei.

[3]) Die Stelle: „allen diesen Völkern gemeinsam . . . . sondern hausen in Hütten und besitzen stets nur soviel, wie sie täglich brauchen" ist von jeher verschieden gefaßt worden. Die eine Übersetzung ist die, die (zuletzt nach O. Th. Schulz) oben im Text steht. Andere erklären: „sondern hausen in Hütten, die nur für einen Tag Zubereitung (Vorrat) bergen". Dem Sinne nach ist diese zweite Fassung der ersten fast gleich, der Wortstellung des griechischen Originals nach nur anscheinend besser. Auf jeden Fall aber falsch ist die dritte Erklärung: „sondern hausen in Hütten, die nur für einen Tag errichtet werden", weil das betreffende griechische Wort niemals diese Bedeutung haben kann.

[4]) Gajus Julius Cäsar (100—44 v. Chr.), der Gallien den Römern unterwarf, beschrieb diesen Feldzug in den uns erhaltenen sieben Büchern vom Gallischen Kriege (Commentarii de Bello Gallico). Da er im Verlaufe der Kämpfe auch mit den Germanen in Krieg verwickelt wurde, finden sich in dem Werke auch Nachrichten über diese. So enthält das vierte Buch einen kürzeren Bericht über die Sueben (Kap. 1—3) und das sechste Buch einen längeren über die Germanen im allgemeinen, der weiter unten S. 24 ff. übersetzt ist.

Die Sueben sind der bei weitem größte und kriegerischste Stamm unter allen Germanen. Aus jedem ihrer angeblich 100 Gaue schicken sie alljährlich 1000 Bewaffnete über die Grenze ins Feld, während die anderen daheim bleiben und für ihren und jener Unterhalt sorgen. Abwechselnd stehen dann im folgenden Jahre die letzteren im Felde, und erstere bleiben in der Heimat zurück. Auf diese Weise erleidet weder die Bestellung der Felder noch die Kriegskunst und Kriegsübung eine Unterbrechung. Privates Sondereigentum an Ackerland gibt es bei den Sueben nicht, und sie dürfen an ein und demselben Orte nicht länger als ein Jahr wohnen bleiben [1]). Auch bildet das Getreide nur einen geringen Bestandteil ihrer Nahrung; zum größten Teile leben sie von Milch und Fleisch und befinden sich viel auf Jagd. Bei dieser Lebensweise, bei der täglichen Übung und dem ungebundenen Leben — die Begriffe Pflicht und Disziplin sind ihnen von Kind auf fremd, so daß sie überhaupt nichts gegen ihren Willen tun — erstarken ihre Kräfte, und sie selbst werden ungeheuer groß. Außerdem haben sie sich trotz des sehr kalten Klimas daran gewöhnt, nur kleine Felle, die einen großen Teil des Körpers bloß lassen, als Kleidungsstücke zu tragen und sich in Flüssen zu baden. Römische und griechische Kaufleute lassen sie mehr deshalb in ihr Land, um Gelegenheit zu haben, ihre Kriegsbeute zu verkaufen, als deshalb, weil sie Verlangen nach der Einfuhr von irgend etwas tragen. Ja sogar von den ausländischen Pferden, für die die Gallier ganz besonders schwärmen und hohe Preise zahlen, wollen die Germanen nichts wissen, sondern sie reiten ihre einheimischen, schlecht gewachsenen und unansehnlichen Tiere, deren Leistungsfähigkeit sie durch tägliche Übung bis aufs höchste zu steigern wissen. In Reiterkämpfen springen sie oft ab und kämpfen zu Fuß weiter; die Pferde aber sind so abgerichtet, daß sie an Ort und Stelle stehen bleiben, und im Falle der Not ziehen sich die Reiter eiligst zu ihnen zurück. Da in den Augen der Sueben die Benutzung eines Sattels als größte Schande und als Zeichen schlimmster

[1]) Ein Irrtum, den Cäsar an einer anderen Stelle (vgl. S. 25) selbst korrigiert. Er faßt hier den jährlichen Flurwechsel als jährlichen Wohnungswechsel auf (vgl. O. Th. Schulz a. a. O. S. 15).

Trägheit gilt, so wagen sie, auch in noch so geringer Stärke, den Angriff auf eine beliebig große Schar von Reitern auf gesattelten Rossen. Einfuhr von Wein lassen sie überhaupt nicht zu, weil nach ihrer Meinung der Weingenuß die Menschen entkräftet und verweichlicht[1]).

Für den Staat besteht nach Ansicht der Sueben das größte Lob darin, möglichst weit von Wüsteneien umgeben zu sein; dadurch, meinen sie, wird ihre Überlegenheit über eine große Anzahl Nachbarstämme bewiesen. So soll nach der einen Seite hin das Land etwa 900 km weit von der suebischen Grenze aus brach liegen[2]). Auf der entgegengesetzten Seite wohnen in der Nähe der Sueben die Ubier[3]), ein nach germanischen Begriffen ansehnlicher und blühender Stamm. Als Anwohner des Rheines häufig von Kaufleuten aufgesucht, sind sie etwas kultivierter als die anderen Germanen, und bei der Nähe Galliens haben sie auch gallische Sitten angenommen. Obgleich es den kriegstüchtigen Sueben bei der bedeutenden Macht der Ubier nicht gelang, diese aus ihrem Lande zu verdrängen, so haben sie sich diese doch zollpflichtig gemacht und ihr Ansehen und ihre Macht wesentlich geschwächt.

Den Sueben hat Tacitus[4]) in seiner „Germania" einen längeren Abschnitt gewidmet, aus dem wir nur das Wichtigste wiedergeben.

Tacitus führt zunächst aus, daß die Sueben nicht wie andere Völker nur einen einzigen Stamm bilden, sondern den größten Teil Germaniens innehaben und in einzelne Völkerschaften verschiedenen Namens zerfallen. Dann heißt es weiter:

---

[1]) Anders lautet der Bericht des Tacitus. (Vgl. S. 46.) Dieser Unterschied erklärt sich aus den Fortschritten der Kultur in der Zwischenzeit. Denn, wie Schulz a. a. O. S. 51 ausgeführt hat, „zwischen den Darstellungen von Cäsar und Tacitus klafft eine Zeitspalte von 150 Jahren, die insofern für die germanische Entwicklung vielleicht am bedeutungsvollsten von allen übrigen gleichgroßen Zeitspannen gewesen sind, als unsere Vorfahren in ihnen überhaupt erst so recht eigentlich mit einer fremden höheren Kultur in Berührung und Beziehung getreten sind".

[2]) Cäsar selbst hielt diese Angabe wohl für übertrieben; daher sagte er „soll".

[3]) Am rechten Rheinufer von der Lahn bis unterhalb Kölns.

[4]) Kap. 38.

Bezeichnend für den gesamten Stamm der Sueben ist es, das Haar nach hinten überzustreichen und unten in einem Knoten zusammenzubinden. Diese Sitte unterscheidet die Sueben von den anderen Germanen und bei den Sueben selbst die Freien von den Sklaven. Andere Stämme, mögen sie mit den Sueben entfernt verwandt sein, oder mag es, wie es oft vorkommt, aus Nachahmungstrieb geschehen, tragen das Haar selten so und nur in der Jugendzeit. Die Sueben dagegen ziehen das struppige Haar bis ins Alter hinein rückwärts und binden es oft unmittelbar auf dem Scheitel zusammen. Die Fürsten tragen es noch zierlicher. Soviel Sorgfalt verwenden sie auf ihr Äußeres, ohne sich jedoch dabei etwas Schlimmes zu denken. Nämlich nicht um zu lieben oder um geliebt zu werden tun sie dies, sondern dieser Schmuck verleiht ihnen ein stattliches und schreckengebietendes Aussehen, wenn sie in den Krieg ziehen, geputzt, wie man es für Feindesaugen nötig hat.

Die Urwälder.

(Plinius, Naturalis historia XVI, 5—6; Cäsar, De Bello Gallico VI, 25—28).

Was auf die Römer einen besonders starken Eindruck machte, waren vor allem die Urwälder, die sie in Deutschland vorfanden. Über sie findet sich bei Plinius folgendes:

Die Urwälder bedecken das ganze übrige[1]) Deutschland und steigern die Kälte durch tiefen Schatten. Die höchsten Wälder befinden sich nicht weit von den oben erwähnten Chauken, besonders in der Umgebung zweier Seen. An ihren Ufern selbst stehen Eichen von überaus üppigem Wachstum. Von den Wogen unterwühlt oder vom Sturm entwurzelt, reißen sie bisweilen infolge ihrer weitverzweigten Wurzeln ungeheuer große Stücken Landes mit sich fort. Auf diesen inselartigen Unterlagen aufrecht stehend, treiben sie dahin. Da ihr weit ausgebreitetes Geäst dem Takelwerk eines Schiffes gleicht, haben sie oft schon unsere Flotten in Schrecken gesetzt. Zuweilen nämlich trieben die Fluten sie gleichwie mit Absicht gegen die Vorderteile unserer bei Nacht stilliegenden Schiffe, und da sich diese nicht anders

[1]) Außer dem Lande der Chauken.

zu helfen wußten, ließen sie sich mit den Bäumen in eine Art Seegefecht ein.

Genauere Kunde ist uns erhalten über den sogenannten Hercynischen Wald. Über ihn und seine Tierwelt berichtet uns Cäsar folgendes:

Den Hercynischen Wald kann ein leichter Fußgänger in neun Tagen der Breite nach durchwandern; auf andere Weise nämlich seine Ausdehnung anzugeben, ist unmöglich, da das übliche Wegemaß[1]) in Germanien unbekannt ist. Er nimmt seinen Anfang im Lande der Helvetier, Nemeter[2]) und Rauriker[3]) und zieht sich der Donau parallel bis zum Lande der Dacier[4]) und Anarter[5]) hin. Hier wendet er sich nach links in mehreren, vom Flusse abbiegenden Verzweigungen und berührt bei seiner ungeheuer großen Ausdehnung die Länder vieler Völker. Und niemand im westlichen Germanien, auch wer 60 Tagereisen weit in dem Walde vorgedrungen ist, behauptet, bis zu seinem östlichen Ende gelangt zu sein, oder will gehört haben, wo dies eigentlich zu finden ist.

Und es steht fest, daß es in diesem Walde viele Arten wilder Tiere gibt, die anderswo nicht vorkommen. Diejenigen Tiere nun, die sich am meisten von den anderen unterscheiden und daher als besonders erwähnenswert erscheinen, sind die folgenden.

Da ist zunächst ein großes Tier von Gestalt eines Hirsches[6]). Mitten auf seiner Stirn erhebt sich zwischen den Ohren ein Horn, das größer und weniger gekrümmt ist als die uns bekannten Hörner, und von dessen oberem Ende aus sich handförmige Äste weithin ausbreiten.

---

[1]) Die Meile (tausend römische Schritte), etwa 1,5 km.

[2]) In der Gegend von Speier.

[3]) Nördlich von den Helvetiern bis nach Basel.

[4]) Im heutigen Ungarn östlich der Theiß, Siebenbürgen, Bukowina, Moldau und Walachei.

[5]) Ein dacisches Volk an der Theiß.

[6]) Wahrscheinlich das Renntier, das aber bei dem zu Cäsars Zeit schon sehr milden Klima Germaniens höchstens in den nördlichen Teilen noch vorkam und Cäsar selbst wohl nur durch Schilderungen bekannt war; daher vermutlich auch die unrichtige Angabe von dem einen Horne.

Männchen und Weibchen haben gleiche Gestalt; bei beiden ist das Geweih von gleicher Form und gleicher Größe.

Ferner finden sich dort die sogenannten Elche[1]). In ihrer Gestalt und mit ihrem gefleckten Fell ähneln sie völlig den Rehen; sie sind nur etwas größer und haben ein abgestumpftes Geweih und Beine ohne Gelenkknoten und Gliederung. Wenn sie daher rasten wollen, so legen sie sich nicht nieder; auch ist es ihnen unmöglich, sich zu erheben oder auch nur aufzurichten, wenn sie durch irgendeinen Umstand zu Falle gekommen sind. Als Lagerstätten dienen ihnen Bäume; an sie lehnen sie sich an und genießen so, nur ein wenig zurückgebeugt, der Ruhe. Haben dann ihre Fußspuren den Jägern ihren Schlupfwinkel verraten, so unterwühlen diese alle Bäume dort an den Wurzeln oder schneiden sie mit der Säge an, aber nur soweit, daß es noch völlig so aussieht, als ob sie feststänben. Lehnen sich dann die Tiere ihrer Gewohnheit gemäß daran, so reißen sie die lockeren Bäume durch ihre Schwere um und stürzen mit ihnen zu Boden.

Die dritte Art sind die sogenannten Auerochsen. Sie sind etwas kleiner als die Elefanten und ähneln in ihrer äußeren Erscheinung, Farbe und Gestalt den Stieren. Groß ist ihre Kraft und Schnelligkeit: weder ein Mensch noch ein Tier, das ihnen zu Gesicht kommt, wird verschont. Die Ure werden von den Germanen eifrig in Gruben gefangen und dann getötet. Diese Jagd pflegen die Jünglinge mit ganz besonderem Eifer zu ihrer Abhärtung. Wer die meisten Ure erlegt und dies seiner Gemeinde durch Vorweisen der Hörner beweist, erntet großes Lob. Eine Gewöhnung an Menschen und eine Zähmung ist bei diesen Tieren ausgeschlossen, auch wenn sie ganz jung eingefangen werden. Ihre Hörner sind an Umfang, Gestalt und Aussehen von denen unserer Stiere wesentlich verschieden. Sie werden eifrig gesammelt, am Rande mit Silber eingefaßt und bei den glänzendsten Gastmählern als Trinkhörner verwendet.

Plinius erzählt über den hercynischen Wald folgendes:

Seine ungeheuer großen Eichen, an denen die Jahrhunderte spurlos vorübergegangen sind und die mit der

[1]) Jetzt noch besonders in Preußisch-Litauen gehegt.

Welt erschaffen zu sein scheinen, übertreffen mit ihrem fast ewigen Leben alle Wunder. Indem ich Unverbürgtes beiseite lasse, führe ich nur die Tatsache an, daß dort, wo die Wurzeln der Eichen zusammenstoßen, der gegenseitige Druck den Boden hügelartig emporhebt. Wo aber die Oberfläche dem Druck nicht nachgibt, wachsen die Wurzeln bis zu den Zweigen empor und wölben sich, in gegenseitigem Ringen sich ineinander verstrickend, zu einer Art Tor so hoch, daß ganze Reiterscharen hindurchreiten können. Ein Beweis für den hohen Wuchs der Bäume ist auch der Umstand, daß germanische Räuber ausgehöhlte Einbäume als Fahrzeuge benutzen, die zum Teil etwa 30 Mann fassen.

Es würde zu weit führen, all die kurzen Mitteilungen des Plinius über Tiere, Pflanzen und Mineralien Deutschlands hier wiederzugeben. Nur der Bericht über den Bernstein soll wegen des kulturgeschichtlichen Interesses, das er bietet, angeführt werden.

Der Bernstein.

(Plinius, Naturalis historia XXXVII, 35 ff.)

Sicher ist, daß der Bernstein auf den Inseln des nördlichen Ozeans entsteht und von den Deutschen Gläsum[1]) genannt wird. Er entsteht aus dem Mark, das aus Bäumen einer Pinienart[2]) herausfließt, so wie Gummi aus den Kirschbäumen und Harz aus den Fichten als überflüssiger Saft träufelt. Der Saft gerinnt unter dem Einfluß der Kälte oder der Zeit und des Meerwassers, das ihn bei steigender Flut von den Inseln wegschwemmt, an die Küste wirft und hin und her rollt, als ob er an einem Faden hinge und nicht an seichter Stelle festsitze. Schon unsere Vorfahren hielten ihn für den Saft eines Baumes und nannten ihn deshalb Supinum[3]). Die Herkunft von einer Pinienart erkennt man auch daran, daß er beim Reiben wie Pinie riecht und beim Verbrennen wie Kienholz brennt und duftet. Die Germanen verhandeln ihn zumeist nach der römischen

[1]) Hängt mit dem deutschen Ausdruck: „gleißen, glänzen" zusammen.

[2]) Pinie ist die wilde Fichte, die Kiefer.

[3]) Das heißt Saftstein.

Provinz Pannonien. Von hier aus hat er zunächst durch die Veneter, die die Griechen Eneter nannten und die Pannonien zunächst wohnten, Berühmtheit erlangt. Diese haben ihn dann rings am Adriatischen Meer verbreitet. Die Entfernung zwischen der Küste Deutschlands, von der er stammt, und Karnuntum[1]) in Pannonien beträgt, wie erst neulich festgestellt wurde, 120 Meilen. Und noch heute lebt der römische Ritter, den Julianus zur Besorgung von Bernstein dorthin geschickt hatte, als er ein vom Kaiser Nero gestiftetes Fechterspiel zu besorgen hatte. Er durchwanderte die Handelsplätze und Küsten und brachte eine solche Menge Bernstein mit, daß die zum Schutze des Balkons[2]) gegen die wilden Tiere aufgespannten Netze mit Bernstein geknüpft und der Kampfplatz, die Totenbahre[3]) und das Gerät eines Tages zur Abwechslung des Gepränges aus Bernstein waren. Das größte Stück, das er mitbrachte, wog 13 Pfund.

Der Bericht Cäsars über die Germanen.

(De Bello Gallico VI, 21—24.)

Von ausführlichen Darstellungen des gesamten privaten und öffentlichen Lebens der Germanen haben wir zwei. Die eine findet sich in Cäsars Werk De Bello Gallico, die andere in der Germania des Tacitus.

Die Germanen kennen keinen Priesterstand, dem die Leitung des Gottesdienstes obliegt, und kümmern sich nicht viel um Opfer.

Göttliche Verehrung genießen bei ihnen nur die Sonne, das Feuer und der Mond, weil sie diese sehen und ihren segensreichen Einfluß deutlich spüren. Die anderen Gottheiten kennen sie nicht einmal durch Hörensagen[4]).

Ihr ganzes Leben besteht aus Jagd und eifriger Pflege des Kriegshandwerks, und von klein auf gewöhnen sie sich

---

[1]) An der Donau in Oberpannonien, zwischen Deutsch-Altenburg und Petronell.

[2]) Ein Mauervorsprung, der durch eine Brustwehr und vorgespannte Netze geschützt und als Zuschauerplatz für die Geber oder Vorsteher der Spiele bestimmt war.

[3]) Auf ihr wurden die getöteten Fechter fortgeschafft.

[4]) Anders lautet der Bericht des Tacitus. (Vgl. S. 34 ff.)

daran, Strapazen mit Ausdauer zu ertragen. Wer seine Keuschheit am längsten bewahrt, erntet das höchste Lob; denn sie fördert ihrer Meinung nach das Wachstum und stählt Kräfte und Muskeln. Im Alter unter 20 Jahren mit einem Weibe Umgang gehabt zu haben, gilt mit für die größte Schande. In bezug auf die geschlechtlichen Dinge ist es auch ganz unmöglich, irgend etwas geheimzuhalten, weil die Germanen ohne Unterschied der Geschlechter in Flüssen baden und als Kleidungsstücke nur Felle oder kleine Wildschuren benutzen, die einen großen Teil des Körpers unbedeckt lassen [1]).

Um den Ackerbau kümmern sie sich nicht besonders, und zum größten Teil besteht ihre Nahrung in Milch, Käse und Fleisch. Und niemand hat ein bestimmt abgegrenztes Maß an Acker oder eigene Feldfluren. Vielmehr verteilen die Behörden und die Ersten auf je ein Jahr an die einzelnen Geschlechtsverbände und Sippschaften der Mannen, die sich zum Zwecke gemeinsamen Ackerbaues zusammentun, das Land ganz willkürlich nach Umfang und Lage und zwingen sie im folgenden Jahre, anderswohin überzusiedeln. Für diese Maßnahme wissen sie verschiedene Gründe anzuführen: z. B. sollen die Leute nicht solche Freude an dem Leben als Ansässige finden, daß sie etwa den Ackerbau dem Kriege vorziehen; sie sollen ferner nicht auf den Erwerb eines ausgedehnten Grundbesitzes ausgehen, damit dann nicht die Schwächeren von den Mächtigeren aus ihren Besitzungen vertrieben werden. Auch sollen sie nicht mit zu großer Sorgfalt zum Schutze gegen die Kälte des Winters und die Hitze des Sommers bauen. Desgleichen soll nirgends Geldgier, die Ursache von Parteiungen und Streitigkeiten, entstehen; vielmehr soll bei der großen Menge durch zufriedene Stimmung Ruhe und Ordnung aufrecht erhalten werden, wenn jeder einzelne sieht, daß ihm auch der Mächtigste an Mitteln [2]) nicht überlegen ist.

Für die einzelnen Stämme besteht der größte Ruhm

---

[1]) Vgl. Tacitus S. 41.

[2]) Das heißt an Erträgnissen aus der Bebauung des Ackers.

darin, in möglichst weitem Umkreise durch Verwüstung der angrenzenden Ländereien Einöden geschaffen zu haben. So gilt es für ein Hauptkennzeichen von Tapferkeit eines Stammes, wenn die Grenznachbarn, von Haus und Hof vertrieben, weichen und niemand in der Nähe sich anzusiedeln wagt. Zugleich erblickt der einzelne Stamm darin für sich einen noch sichereren Schutz, da er einen plötzlichen Einfall in sein Land nicht zu fürchten braucht.

Führt ein Stamm einen Verteidigungs- oder Angriffskrieg, so werden zu seiner Leitung Beamte mit Gewalt über Leben und Tod gewählt. In Friedenszeiten gibt es keine gemeinsame Behörde für das ganze Land, sondern in den einzelnen Bezirken und Gauen sprechen die Ersten unter ihren Leuten Recht und suchen ihre Streitigkeiten gütlich beizulegen.

Räubereien haftet keine Schande an, wofern sie sich außerhalb der einzelnen Stammbezirke abspielen; ja sie werden von ihnen geradezu als Übungen für die jungen Leute bezeichnet, durch die zugleich dem Müßiggange gesteuert werde. Und wenn sich einer von den Ersten in einer Versammlung zur Führung eines solchen Raubzuges bereit erklärt und Freiwillige dazu aufruft, so erhebt sich, wer mit der Sache und Person des Führers einverstanden ist, stellt seine Unterstützung in Aussicht und wird von der versammelten Menge gelobt. Nimmt er dann aber an dem Zuge nicht teil, so gilt er für einen Ausreißer und Verräter, dem man überhaupt keinen Glauben mehr schenkt.

An einem Gastfreunde sich zu vergreifen, gilt als Sünde. Wer ihre Gastfreundschaft aus irgendeinem Grunde in Anspruch nimmt, ist vor Unbilden sicher und unantastbar; in jedwedem Hause findet er Unterkunft und Bewirtung.

Es gab einmal eine Zeit, wo die Gallier den Germanen an Tapferkeit überlegen waren, ohne Veranlassung Krieg anfingen und, weil ihr Land für die Bevölkerungsmasse nicht mehr ausreichte, Kolonien über den Rhein schickten. So kam es, daß die fruchtbarsten Gegenden Deutschlands, die Umgebung des Hercynischen Waldes, der,

wie ich gefunden habe, dem Eratosthenes[1]) und einigen anderen griechischen Schriftstellern wenigstens durch Hörensagen bekannt ist und den sie Orcynischen nennen, von den Volcer-Tektosagen[2]) besetzt und besiedelt wurden. Und bis auf den heutigen Tag hat sich dies Volk dort gehalten und steht im Rufe großer Gerechtigkeit und kriegerischer Tüchtigkeit. Weil aber die Germanen auch heutigen Tages noch ein genau so anspruchsloses, dürftiges und abhärtendes Leben wie vordem führen und weil sie ihre Nahrungsweise und Tracht beibehalten haben, während den Galliern bei der Nähe der beiden römischen Provinzen[3]) und bei der Bekanntschaft mit überseeischen Waren gar mancherlei zu einer üppigeren Lebensweise zur Verfügung steht, so haben sich letztere allmählich an die Überlegenheit der Germanen gewöhnt. Da sie vielfach in den Kämpfen mit ihnen den kürzeren gezogen haben, denken sie jetzt nicht einmal selbst mehr daran, sich mit ihnen an kriegerischer Tüchtigkeit zu vergleichen.

Der Bericht des Tacitus über die Germanen.

(Tacitus, Germania 1—27.)

Germanien in seiner Gesamtheit wird von Gallien, Rätien[4]) und Pannonien durch den Rhein und die Donau, von Sarmatien und Dacien durch gegenseitige Furcht oder

---

[1]) Geb. um 275 in Kyrene in Afrika, gest. um 195 in Alexandria; ausgezeichnet durch reiche Kenntnisse in Geographie, Astronomie und Mathematik; einer der ersten Gelehrten seiner Zeit.

[2]) Die Volcer zerfielen in zwei Stämme, die Tektosagen und Aremoriker. Jene wohnten vom Fuße der Pyrenäen bis oberhalb Narbos (Narbonne), ihre Hauptstadt war Tolosa (Toulouse); diese saßen östlich von ihnen; ihre Hauptstadt war Nemausus (Nîmes).

[3]) Gemeint sind die beiden Gallien diesseits und jenseits der Alpen. Jenes umfaßte etwa die Schweiz, Frankreich, Deutschland westlich vom Rhein und die Niederlande, dieses die oberitalische Poebene und Südtirol.

[4]) Rätien umfaßte Tirol, Graubünden und das Land zwischen Bodensee und Inn bis an die Donau; Pannonien war das Land zwischen Donau und Save; Sarmatien erstreckte sich von der Weichsel bis zum Ural; Dacien war das heutige Siebenbürgen und Rumänien.

durch Gebirgszüge[1]) getrennt. Im Norden beſpült es der Ozean[2]), der breite Halbinſeln[3]) und unermeßlich großes Inſelland[4]) umfaßt: erſt neuerdings ſind einige Völker dieſer Gegenden mit ihren Königen entdeckt worden; der Krieg hat ſie unſerer Kenntnis erſchloſſen.

Der Rhein, der auf einem unzugänglichen, ſteilen Gipfel der Rätiſchen Alpen entſpringt, wendet ſich in mäßiger Biegung nach Weſten und mündet in die Nordſee.

Die Donau, die von dem ſanft und allmählich anſteigenden Bergrücken des Schwarzwaldes herabkommt, durchſtrömt die Länder mehrerer Völker, bis ſie ſich in ſechs Armen ins Schwarze Meer ergießt; ein ſiebenter verliert ſich in Sümpfen.

Die Einwohner des Landes möchte ich für Eingeborene halten, deren Raſſenreinheit keineswegs durch gewaltſames Eindringen oder friedliche Aufnahme von Fremden gelitten hat. Denn zunächſt kamen in den alten Zeiten die Auswanderer nicht auf dem Land-, ſondern auf dem Seewege in das andere Land, und der weithin unermeßliche, ja ich möchte faſt ſagen einer anderen Welt angehörige Ozean wird nur ſelten von Schiffern unſerer Welt befahren. Wer ſollte ferner, abgeſehen von den Gefahren eines ſchaurig wilden und unbekannten Meeres, Aſien, Afrika oder Italien verlaſſen und Germanien mit ſeinen öden Landſtrichen und ſeinem rauhen Klima, ein Land, traurig für den Bebauer wie für den Beſchauer, aufſuchen, es müßte denn gerade ſeine Heimat ſein? Die Germanen feiern in uralten Liedern, der einzigen Art geſchichtlicher Überlieferung, die es bei ihnen gibt, den erdgeborenen Gott Tuiſto[5]) und ſeinen Sohn Mannus[6]) als Stammväter und Gründer ihres Volkes. Nach den drei Söhnen[7]), die ſie dem Mannus geben, ſollen die Anwohner des Ozeans Ingävonen[8]), die Völker in der

[1]) Die Karpaten.
[2]) Die Nord- und Oſtſee.
[3]) Die däniſche Halbinſel.
[4]) Skandinavien.
[5]) Nebenform dazu iſt Tuisko.
[6]) Das iſt Mann, Menſch.
[7]) Ingo, Iſto, Hermino.
[8]) Die Küſtenanwohner der Nordſee.

Mitte des Landes Herminonen[1]) und die übrigen Istävonen[2]) heißen. Einige aber — wie das bei dem weiten Spielraum, den die Vorzeit für Vermutungen läßt, ganz natürlich ist — reden von mehreren Götterſöhnen und mehreren Völkernamen, wie z. B. von Marsern, Gambriviern, Sueben, Vandiliern[3]), und ſagen, das ſeien echte, alte Namen. Übrigens ſei die Bezeichnung Germanien noch neu und erſt ſeit kurzem in Gebrauch, weil ja die Leute, die zuerſt den Rhein überſchritten und die Gallier vertrieben hätten, die jetzigen Tungrer[4]), damals Germanen geheißen hätten. Dieſer Stammesname ſei allmählich als Name des geſamten Volks üblich geworden; zunächſt ſeien alle von dem ſiegreichen Stamme Germanen genannt worden, ſpäter aber hätten ſie ſich auch ſelbſt mit dieſem ihnen damals gegebenen Namen ſo bezeichnet.

Wie es heißt, iſt auch Herkules[5]) in Deutſchland geweſen; ihn beſingen die Deutſchen beim Auszug in die Schlacht als den erſten aller Helden. Ferner kennen ſie ſolche Lieder, durch deren Barditus[6]) genannten Vortrag ſie den Mut der Streiter beleben, und aus deren Geſang ſelbſt ſie den Ausgang des bevorſtehenden Kampfes prophezeien. Je nachdem nämlich der Geſang aus ihren Reihen ertönt, erregen ſie Furcht oder hegen ſie Furcht, und der Geſang drückt gleichſam mehr den gemeinſamen Schlag tapferer Herzen

---

[1]) Die Völker im Innern Deutſchlands, z. B. die Chatten im heutigen Heſſen, die Stämme in den Niederlanden, zwiſchen Main und Elbe und die Cherusker vom Osning bis zum Harz.

[2]) Am Unter- und Mittelrhein.

[3]) An der mittleren und oberen Oder.

[4]) Hauptort der Tungrer war das heutige Tongern im Norden Lüttichs.

[5]) Herkules iſt der Donar der Deutſchen, ſein Hammer entſpricht der Keule des Herkules. Beide ſind ungeheuer ſtark und kämpfen mit Ungeheuern, die den Menſchen ſchaden.

[6]) Fälſchlicherweiſe leitete man früher davon einen beſonderen Sängerſtand der Barden ab (vgl. die „Bardiete" Klopſtocks). Einen ſolchen gab es bei den Kelten. Entweder bedeutet Barditus „Schildgeſang" oder „Bartrede" und zwar des Herkules, d. h. ein Getöſe, in dem die Stimme des Gottes nachgeahmt wird (vgl. Müllenhoff a. a. O. S. 136).

als den Zusammenklang einzelner Stimmen aus. Hauptsächlich ist es bei ihm auf einen rauhen Ton und auf ein gedämpftes Murmeln abgesehen. Dabei halten sie die Schilde vor den Mund, um die Stimme durch den Widerhall voller und kräftiger anschwellen zu lassen. Übrigens ist nach der Ansicht einiger auch Odysseus auf seiner langen, sagenberühmten Irrfahrt in diesen nördlichen Ozean verschlagen worden und in die deutschen Lande gekommen; das noch heutzutage bewohnte Asciburgium[1]) am Rhein soll er gegründet und benannt haben. Wie es heißt, hat sich einstmals sogar ein von ihm errichteter Denkstein, auf dem der Name seines Vaters Laertes stand, an eben jenem Orte vorgefunden, und heutigen Tages noch soll es an der Grenze Deutschlands und Rätiens Denkmäler und einige Grabhügel mit griechisch geschriebenen Inschriften geben. Diese Angaben mit Beweisen zu stützen oder zu widerlegen, ist nicht meine Absicht; ein jeder möge davon glauben, was er will.

Ich selbst teile die Ansicht derer, die davon überzeugt sind, daß die Völker Deutschlands nicht durch Ehemischungen mit nichtgermanischen Völkern entartet sind, sondern ihre Eigenart und Einfachheit gewahrt haben und nur sich selbst gleich geblieben sind. Deshalb ist auch, trotz der großen Menschenzahl, bei allen das Äußere gleich: trotzige Augen, rötliches Haar, große Gestalt, besonders zum Ansturm tüchtig, weniger widerstandsfähig gegen die Strapazen und Mühsale des Krieges, an Hitze und Durst gar nicht gewöhnt, wohl aber durch Bodenbeschaffenheit und Klima an Kälte und Hunger.

Wenn das Land auch im einzelnen ein verschiedenes Aussehen zeigt, so ist es im allgemeinen doch grauenhaft infolge seiner Wälder und häßlich infolge seiner Sümpfe, feuchter nach Gallien und windiger und daher trockener nach Norikum[2]) und Pannonien zu. Getreide gedeiht sehr

---

[1]) Vielleicht das heutige Asberg bei Moers am linken Ufer des Niederrheins.

[2]) Norikum ist die Donauprovinz, die sich vom Inn bis zum Wiener Wald erstreckte (von Rätien bis Pannonien) und im Norden von der Donau und im Süden von den karnischen Alpen begrenzt wurde.

gut, Edelobst jedoch gar nicht. Vieh gibt es viel, doch ist es zumeist unansehnlich; sogar dem Rindvieh fehlt das stattliche Aussehen und der ihm sonst eigentümliche stolze Stirnschmuck. Zahlreiche Herden sind der Germanen Wonne und ihr einziger, liebster Besitz. Gold und Silber nämlich haben ihnen die Götter — soll ich sagen, aus Gnade oder Ungnade? — nicht zuteil werden lassen; und doch möchte ich nicht behaupten, es gebe in Deutschland überhaupt keine Gold- oder Silberader; wer hat denn nachgeforscht? Besitz und Gebrauch dieser Metalle reizt die Deutschen nicht sonderlich. Man kann beobachten, daß bei ihnen silberne Gefäße, die ihre Gesandten und Fürsten geschenkt bekommen haben, nicht höher geachtet werden als tönerne. Wenn auch unsere Grenznachbarn am Rhein und an der Donau infolge der Handelsbeziehungen Gold und Silber zu schätzen wissen und bestimmte römische Münzen als echt gelten lassen und aus anderen herausfinden, so beschränken sich doch die Leute weiter drin im Lande auf den einfacheren und altertümlicheren Tauschhandel. Gern nehmen jene das alte und längstbekannte Geld, die Serraten[1]) und Bigaten[1]). Sie ziehen das Silber dem Golde vor, keines-

[1]) Denarius hieß die römische Hauptmünze in Silber. Ihren Namen hatte sie davon, daß ihr der Wert von 10 in Kupfer ausgemünzten Assen zukam. Silbermünzen wurden in Rom seit 269 oder 268 v. Chr. im Tempel der Juno Moneta unter Aufsicht einer besonderen Dreimännerbehörde (tresviri aere argento auro flando feriundo) geprägt. Das älteste Prägezeichen war auf der Vorderseite der nach rechts blickende Kopf der Göttin Roma mit dem Wertzeichen X unterhalb des Helmes im Nacken, auf der Rückseite das nach rechts sprengende Dioskurenpaar mit eingelegten Lanzen und wehenden Mänteln, auf dem Haupte den spitzen Schifferhut und darüber den Stern des Morgens und des Abends. Als Unterschrift ist in oblonger Umrahmung ROMA zu lesen. Statt der Dioskuren erscheint frühzeitig Diana, später die Viktoria, beide auf einem Zweigespann (biga); daher die Bezeichnung bigati. Die Serraten sind Denare mit ausgezacktem Rand. Diese Art war schon in der ältesten Prägeperiode vorhanden, häufiger seit 104 v. Chr. Ohne zur Regel zu werden, hat sich dieser Brauch bis gegen das Ende der Republik gehalten. Der republikanische Denar hatte ursprünglich ein Gewicht von 4,58 g und einen Wert von 82 Pfg. Seit der Lex Flaminia des J. 217 v. Chr., durch die

wegs aus besonderer Liebhaberei, sondern weil eine größere Menge Silbermünzen beim Einkauf von allerlei Krämerwaren bequemer ist.

Nicht einmal Eisen ist im Überfluß vorhanden, was sich auch aus der Beschaffenheit ihrer Angriffswaffen ergibt; denn nur vereinzelt sind Schwerter oder größere Langspeere aus Eisen im Gebrauch. Dagegen tragen alle Germanen die in ihrer Sprache Framen genannten Kurzspeere mit einer schmalen, kurzen Eisenspitze, die aber so scharf und handlich ist, daß ein und dieselbe Waffe, je nach Bedürfnis, zum Nah- und Fernkampf verwendet werden kann.

Die Reiter begnügen sich mit langem Schild und Framen, die Fußsoldaten dagegen schleudern auch leichte Wurfspieße, jeder einzelne mehrere, und zwar ungeheuer weit. Dabei gehen sie nackt oder tragen nur einen leichten Kriegsmantel, der sie jedoch nicht in der Bewegung hindert. Ein Prunken mit Waffenschmuck ist den Deutschen fremd; allein die Schilde bemalen sie mit den auserlesensten Farben. Nur wenige tragen einen Panzer und kaum der eine oder der andere einen Helm aus Metall oder Leder.

Ihre Pferde zeichnen sich weder durch schöne Gestalt noch durch Schnelligkeit aus; auch werden sie nicht, wie bei uns, abgerichtet, Volten zu reiten. Die Deutschen sprengen vielmehr mit den Tieren entweder geradeaus oder machen mit ihnen Schwenkungen rechtsum und zwar in einer so festgeschlossenen Kreisbahn, daß kein Reiter hinter der Linie zurückbleibt. Im allgemeinen liegt die Hauptstärke der Deutschen nicht in der Reiterei, sondern im Fußvolk, weshalb auch beide Waffengattungen gemischt kämpfen. Dabei stehen die aus der gesamten streitbaren Mannschaft ausgewählten Fußgänger vor der Schlachtreihe und passen sich infolge ihrer Behendigkeit allen Bewegungen der Reiter an. Auch die Zahl der Elitetruppen ist fest bestimmt. Jeder Gau stellt nämlich 100 Mann, und Hundertschaft heißen sie danach auch bei ihren Landsleuten,

---

das Gewicht auf 3,90 g reduziert wurde, ist der Wert nur noch gleich 70 Pfg. (vgl. Paulys Realenzyklopädie des klassischen Altertums).

so daß die ursprüngliche Zahlbezeichnung ein Ehrenname geworden ist.

Zur Schlacht ordnen sie sich in keilförmigen Haufen, den sogenannten Eberrüsseln; ein Zurückweichen, lediglich zu dem Zwecke eines neuen Vorstoßes, gilt bei ihnen als ein Zeichen kluger List, nicht etwa als ein Zeichen von Furcht. Ihre Toten tragen sie auch bei unentschiedenem Ausgang aus der Schlacht weg. Für die allergrößte Schmach wird der Verlust des Schildes angesehen; wer ihn verliert, wird ehrlos und darf weder am Opfer noch an der Versammlung teilnehmen, so daß schon mancher, der den Krieg überlebte, seiner Schande durch den Strick ein Ende machte.

Bei der Wahl von Königen ist die adlige Abkunft, bei der von Herzögen die persönliche Tapferkeit ausschlaggebend. Die Könige haben keine unumschränkte oder willkürliche Gewalt; die Herrschaft der Herzöge beruht mehr auf dem Beispiel, das sie geben, als auf der Machtvollkommenheit, die ihnen zu Gebote steht. Sind sie tatkräftig, tun sie sich hervor und kämpfen sie vor der Schlachtreihe, so verdanken sie ihre Herrschaft der Bewunderung, die sie einflößen.

Übrigens steht allein den Priestern das Recht zu, jemand mit dem Tode zu bestrafen, zu fesseln oder auch nur zu schlagen, und sie tun es, nicht als ob sie an sich das Recht zu strafen hätten, oder als ob sie ein Gebot des Herzogs ausführten, sondern gleichsam auf Befehl der Gottheit, an deren Gegenwart im Kampfe sie glauben. Auch nehmen die Germanen vor Beginn eines Kampfes gewisse Sinnbilder[1]) und Attribute[2]) ihrer Götter aus den heiligen Hainen in die Schlacht mit. Was sie aber am meisten zur Tapferkeit anspornt, ist der Umstand, daß nicht blindes Ungefähr und willkürliche Zusammen-

[1]) Jede Gottheit wurde unter dem Bilde eines ihr heiligen Tieres verehrt, z. B. Wodan unter dem Bilde eines Wolfes, Freya unter dem eines Ebers. Dieser Tiere Bilder waren Symbole der betreffenden Gottheiten.

[2]) Solche Attribute waren bei Wodan der Speer, bei Ziu das Schwert, bei Donar der Hammer. Sie waren die Feldzeichen der Germanen.

scharung, sondern Familie und Sippschaft die einzelnen Abteilungen des Fußvolks und der Reiterei bilden. Dazu kommt, daß ihre nächsten Blutsverwandten in der Nähe sind, so daß sie das Geheul der Frauen und das Wimmern ihrer Kinder hören können. Diese betrachtet ein jeder als die heiligsten Zeugen, und ihr Lob hört er am liebsten. Die Verwundeten gehen zur Mutter oder Frau, die sich durchaus nicht scheut, die Wunden zu zählen und genau zu untersuchen. Auch stärken diese die Kämpfer mit Zuspruch und Speise. So sollen die Frauen manche Schlachtreihe, die zu wanken anfing oder schon ins Wanken geraten war, dadurch zum Stehen gebracht haben, daß sie beharrlich flehten, sich selbst den feindlichen Geschossen aussetzten und auf die drohende Gefangenschaft hinwiesen. Der Gedanke an diese ist den Germanen im Hinblick auf ihre Frauen ganz besonders unerträglich, so daß eine Gemeinde, die auch edle Jungfrauen als Geiseln stellen muß, ihren Verpflichtungen gewissenhafter nachkommt. Die Frauen sind in den Augen der Deutschen sogar heilige Wesen prophetischen Blickes, weshalb auch stets auf ihren Rat und Bescheid gehört wird. So haben wir selbst unter Vespasians[1]) Regierung die Veleda[2]) gesehen, die lange Zeit fast überall in Deutschland wie eine Göttin verehrt wurde. Aber auch schon in grauer Vorzeit haben die Deutschen der Albruna[3]) und mehreren anderen göttliche Ehren erwiesen, aber nicht aus Schmeichelei oder um die Zahl der Gottheiten willkürlich zu vermehren[4]).

Unter den Göttern genießt die größte Verehrung Merkur[5]). Ihm bringen die Deutschen an bestimmten Tagen sogar Menschenopfer dar; das betrachten sie als

---

[1]) Römischer Kaiser, der von 69—79 n. Chr. regierte.

[2]) Eine edle Jungfrau der Brukterer. Als Seherin begeisterte sie ihr Volk zum Kampfe gegen Rom, bis sie gefangen nach Rom gebracht wurde.

[3]) Von Albruna ist nichts Näheres bekannt.

[4]) Eine höhnische Bemerkung, die sich gegen Rom richtet, wo Prinzessinnen, wie die Schwester des Kaisers Caligula (37—41 n. Chr.) und die vier Monate alte Tochter des Kaisers Nero (54—68 n. Chr.) für Göttinnen erklärt wurden.

[5]) Der germanische Wodan.

frommes Recht. Dem Herkules und Mars[1]) opfern sie Tiere, die gesetzlich dazu freigegeben sind. Ein Teil der Sueben opfert auch der Isis[2]). Über dieses fremden Gottesdienstes Veranlassung und Herkunft bin ich nicht recht im klaren; nur das eine steht fest, daß man aus der kahnartigen Form des Sinnbildes der Göttin eine Einführung des Kultus auf dem Seewege erschließen muß.

Übrigens verträgt es sich nach Ansicht der Germanen nicht mit der Erhabenheit der Himmlischen, sie in Tempel einzuschließen und menschenähnlich darzustellen. Wälder und Haine weihen sie ihnen, und mit Namen von Göttern rufen sie jenes geheimnisvolle Wesen an, das sie nur in frommer Andacht schauen.

Auf die Erforschung der Zukunft durch Zeichendeutung und Losen legen die Deutschen wie kaum ein zweites Volk Gewicht. Einfach ist ihr Brauch beim Losen. Von einem Fruchtbaum schneiden sie ein Reis ab und zerschneiden es in Stäbchen. Diese machen sie durch bestimmte Zeichen[3]) kenntlich und streuen sie dann aufs Geratewohl und ohne Ordnung über ein leinenes Tuch hin. Danach hebt bei einer Befragung in staatlicher Angelegenheit der Gemeindepriester und bei einer in privater Angelegenheit der Familienvater unter Anrufung der Götter und mit gen Himmel gewandtem Blick[4]) drei Stäbchen nacheinander auf und deutet sie nach den zuvor eingeritzten Zeichen. Bei ungünstigem Bescheid findet an demselben Tage über dieselbe Angelegenheit keine weitere Befragung statt; lautet

---

[1]) Der germanische Kriegsgott Ziu.

[2]) Ob der Kultus der ägyptischen Isis oder einer germanischen, von Tacitus nur mit Isis verglichenen Göttin gemeint ist, steht nicht fest. Da Tacitus den Kult „fremd" nennt, ist wohl ersteres anzunehmen. Der ägyptischen Isis zu Ehren fand alljährlich in Rom am 5. März ein Fest statt, bei dem die Eröffnung der Schiffahrt im Frühling gefeiert wurde. Andere sahen in der Isis z. B. die Frigg oder die Gemahlin Wodans oder die auf Rügen verehrte Nerthus.

[3]) Die sogenannten Runen (von dem gotischen Wort runa = Geheimnis). Bei dem Fruchtbaum hat man in erster Linie an die Buche zu denken; so erklärt sich unser „Buch-stabe".

[4]) Um die eingeritzten Zeichen beim Aufnehmen der Stäbchen nicht zu sehen.

aber die Antwort günstig, so ist noch die Bestätigung durch Auspizien[1]) erforderlich. Und zwar kennt man auch in Deutschland jene allgemein übliche Sitte, der Vögel Stimme und Flug zu befragen; eine rein germanische Eigentümlichkeit[2]) jedoch ist es, Weissagung und Rat sich auch von Rossen zu holen. Auf Kosten der Gemeinde werden diese glänzendweißen und durch keine Arbeit im Dienste von Menschen entweihten Tiere in den oben erwähnten heiligen Wäldern und Hainen unterhalten. Sie werden vor den heiligen Wagen gespannt, der Priester und der König oder das Haupt der Gemeinde gehen nebenher und beobachten ihr Wiehern und Schnauben. Keinem anderen Wahrzeichen bringt man größeres Vertrauen entgegen, nicht etwa bloß beim Volke, sondern auch bei den Vornehmen, ja sogar bei den Priestern. Während sich nämlich letztere nur für Diener der Götter halten, erblicken sie in den Rossen deren Vertraute.

Um den Ausgang schwerer Kriege zu erraten, bedienen sich die Deutschen noch einer anderen Art von Wahrzeichen. Sie suchen auf jede Weise einen Mann aus dem Volke, mit dem sie im Kriege liegen, in ihre Gewalt zu bekommen und lassen ihn dann mit einem aus ihrer Mitte Auserwählten — einen jeden in den Waffen seines Landes — kämpfen. Den Ausgang des Zweikampfes betrachten sie als Vorbedeutung für den Ausgang des ganzen Krieges.

Über minder wichtige Angelegenheiten beraten sich die Fürsten allein, über wichtigere die gesamte Gemeinde, jedoch in der Weise, daß auch alle von der Gemeinde zu entscheidenden Angelegenheiten einer gründlichen Vorberatung durch die Fürsten unterworfen sind. Außer in unvorhergesehenen Fällen, die sofort erledigt werden müssen, halten die Deutschen ihre Versammlungen[3])

[1]) Göttliche Zeichen, die man aus dem Flug und der Stimme der Vögel zu erkennen glaubte.

[2]) Pferdeorakel gab es schon im alten Persien, wie die Geschichte von der Königswahl des Darius Hystaspes beweist. Dieser wurde zum König gewählt, weil sein Roß zuerst am Morgen wieherte.

[3]) Das sind die sogenannten Things, bei denen man zwischen den kleinen (den Things einzelner Gaue) und den großen (den Things des ganzen Stammes) zu unterscheiden hat. Tacitus meint

in bestimmten Fristen, zur Zeit des Neu- oder Vollmondes ab; einen Anfang zu dieser Zeit betrachten sie als die günstigste Vorbedeutung. Nicht nach Tagen, wie wir, rechnen sie, sondern nach Nächten[1]); so werden Termine festgesetzt und Verabredungen getroffen. Nach ihrer Auffassung geht die Nacht dem Tage voran.

Eine Schattenseite ihrer persönlichen Ungebundenheit ist der Umstand, daß sie sich nicht alle zu gleicher Zeit und nicht wie auf Befehl einfinden. Durch diese Saumseligkeit geht so ein zweiter und wohl auch ein dritter Tag verloren. Wie es ihr beliebt, läßt sich die Menge nieder, und zwar alle in Waffen. Nachdem darauf die Priester, die dabei auch Strafgewalt gegen Ruhestörer besitzen, Ruhe geboten haben, hört man den König oder auch einen Fürsten an. Der Eindruck, den ihre Reden machen, richtet sich nach dem Ansehen, das sie ihrem Alter, ihrem Adel, ihrem Kriegsruhm oder ihrer Rednergabe verdanken. Dabei geben sie eigentlich mehr einen gewichtigen Rat, als daß sie die Macht hätten, etwas zu befehlen. Mißfällt ihr Vorschlag, so weist ihn die Versammlung mit lautem Murren zurück; findet er jedoch ihren Beifall, so schlägt die Menge ihre Framen klirrend zusammen, was übrigens für die ehrenvollste Art der Zustimmung gilt.

In einem großen Thing dürfen auch Anklagen vorgebracht und Prozesse auf Leben und Tod anhängig gemacht werden. Die Strafen richten sich nach der Schwere des Verbrechens: Landesverräter und Überläufer werden an dürren Bäumen aufgehängt; Feiglinge und diejenigen, die sich ihrer Kriegspflicht entziehen, ebenso wie Wollüstlinge werden in Schlamm und Morast gestoßen und mit Reisig überdeckt[2]). Diese Verschiedenheit der Todesstrafe erklärt sich

---

hier die letzteren. Die regelmäßigen Things sind die sogenannten „gebotenen", die außerordentlichen die „ungebotenen".

[1]) Diese Berechnung erklärt sich aus der damals ziemlich allgemein üblichen Zeitmessung nach dem Mondwechsel. Sie ist heute noch in einem kleinen Reste erhalten in den Ausdrücken: Fastnacht, Weihnacht, die heiligen 12 Nächte.

[2]) Höchstwahrscheinlich sind die in den Mooren Norddeutschlands und Dänemarks gefundenen Menschenleichen Opfer dieses Strafverfahrens. Mehr als 20 solcher Funde sind bis jetzt bekannt,

daraus, daß Verbrechen zum abschreckenden Beispiel sichtbar bestraft, Schandtaten dagegen möglichst in Dunkel gehüllt werden sollen. Aber auch für leichtere Vergehen gibt es eine Abstufung in der Strafe. Wer überführt wird, büßt mit einer Anzahl Pferde oder Vieh. Davon erhält der König oder die Gemeinde die eine Hälfte, die andere fällt dem Geschädigten selbst oder seiner Verwandtschaft zu.

In denselben Things werden auch die Fürsten gewählt, die in den Gauen und Dörfern Recht sprechen. Jeder von ihnen erhält 100 Beisitzer, die ihm mit ihrem Rat und persönlichen Ansehen zur Seite stehen.

Alle Angelegenheiten, die der Gemeinde sowie die persönlichen, erledigen die Germanen in Waffen. Doch verstößt es gegen die Sitte, die Waffen zu führen, solange man noch nicht von seiner Gemeinde für waffenfähig erklärt ist. Dann aber übergibt in dem Thing selbst einer der Fürsten oder der eigene Vater oder auch ein Verwandter dem Jüngling den Waffenschmuck: Schild und Frame. Das ist für die Deutschen, was für uns die Toga[1]) ist: die erste Ehrenstufe im Jugendalter. War der junge Mann bis dahin nur ein Glied seiner Familie, so zählt er von nun an als Glied der Gemeinde.

Erlauchter Adel oder große Verdienste des Vaters sichern auch ganz jungen Leuten Wertschätzung von seiten eines Gefolgsherrn. Sie werden dann zwischen die übrigen kräftigeren und längst erprobten Gefolgsmannen eingereiht, und keiner sieht darin eine Schande, dem Gefolge eines anderen anzugehören. Der Gefolgsherr selbst setzt sogar gewisse Rangunterschiede für seine Mannen fest.

---

ebensoviele Männer wie Frauen. Der mehr oder minder gut erhaltenen Kleidung nach gehören sie der Zeit von 200 bis 400 n. Chr. an. Der Verbreitungsbezirk der Moorleichen umfaßt die Sitze der Friesen, Chauken, Sachsen, Angeln und Dänen.

[1]) Die Toga ist das römische, nur dem freien Manne zustehende Nationalkleid. Der Knabe trug eine weiße, mit einem Purpurstreifen besetzte Toga. Diese legte er mit vollendetem 15. Lebensjahre ab, um eine Toga ohne jenen Purpurstreifen, die sogenannte „Männertoga" anzulegen. Sie meint Tacitus an dieser Stelle. — Die germanische Wehrhaftmachung erhielt sich in der Schwertleite oder in dem Ritterschlag des Mittelalters.

Groß ist unter diesen der Wettstreit, den ersten Rang einzunehmen, während sich die einzelnen Herren gegenseitig an Stärke und Tüchtigkeit ihrer Leute zu übertreffen suchen. In dem beständigen Gefolge auserwählter Jünglinge erblicken die Fürsten eine Würde und eine Macht, eine Zierde im Frieden und einen Schutz im Kriege; und wer sich durch ein zahlreiches und tapferes Gefolge auszeichnet, ist wie in seinem eigenen Volke, so auch bei den Grenznachbarn bekannt und berühmt. Um seine Freundschaft wirbt man durch Gesandtschaften, ihn ehrt man mit Geschenken, und in den meisten Fällen macht schon der Klang seines Namens dem Kriege ein Ende.

In der Schlacht seinem Gefolge an Tapferkeit nachzustehen, ist eine Schmach für den Gefolgsherrn, ebenso aber für ersteres, es seinem Herrn an Tapferkeit nicht gleichzutun. Fürs ganze Leben aber lädt Schimpf und Schande auf sich, wer seinem Herrn in der Schlacht nicht in den Tod folgt. Ihn zu verteidigen, ihn zu schützen, auch die eigenen Heldentaten ihm zum Ruhm anzurechnen, gilt als oberste Pflicht des Kriegers. Der Fürst kämpft um den Sieg, das Gefolge aber für seinen Herrn[1]). Wenn der Heimatsstamm infolge langer Friedenszeit und Mangels an kriegerischer Tätigkeit erschlafft, so suchen die adligen Jünglinge zum größten Teil von selbst die Völker auf, die gerade in einen Krieg verwickelt sind. Das tun sie, weil dem deutschen Volke nun einmal die Ruhe nicht behagt, weil man ferner durch Kampf und Gefahr eher zu Ruhm gelangen kann und weil sich schließlich ein zahlreiches Gefolge nur durch Gewalt und Krieg zusammenhalten läßt. Von ihres Herrn Freigebigkeit[2]) heischen die Gefolgsleute ihr Streitroß und die Frame, mit der sie blutigen Sieg zu erkämpfen gedenken; Schmausereien aber und eine reichliche, wenn auch einfache

[1]) Cäsar kennt diese Art Gefolgschaft nicht. Wenn er im 6. Buch vom Gallischen Kriege, Kap. 23 (vgl. S. 26) von den Freiwilligen spricht, die sich einem der Ersten für einen Raubzug anschließen, so läßt sich diese Gefolgschaft allerdings, wenn auch entfernt, mit der von Tacitus beschriebenen vergleichen. Es zeigt sich eben auch hier wieder der Fortschritt, den die Kultur der Germanen in der Zwischenzeit gemacht hat.

[2]) Das ist die vielgenannte „Milte" des Mittelalters.

Verpflegung betrachten sie als selbstverständlichen Ersatz des Soldes. Die Mittel zu solchem Aufwand gewähren den Fürsten Krieg und Raub. Und eher könnte man jemand überreden, einen Feind zum Zweikampfe zu fordern und sich Wunden zu holen, als dazu, sein Feld zu bestellen und auf den Ertrag der Ernte zu warten. Ja für faul und feige gilt, wer im Schweiße seines Angesichts verdient, was er für Blut haben kann.

Wenn die Deutschen einmal nicht im Felde stehen, so liegen sie der Jagd ob; häufiger jedoch verbringen sie ihre freie Zeit mit Nichtstun, mit Schlafen, Essen und Trinken. Gerade die Tapfersten und Kriegerischsten leben in träger Ruhe dahin. Die Sorge für Haus und Herd und die Bestellung des Ackers bleibt den Frauen, den Greisen und überhaupt allen Schwachen im Haushalt überlassen, während die Herren selbst faulenzen. Es ist ein sonderbarer Widerspruch der Natur, daß dieselben Leute das untätige Leben so lieben und die Ruhe des Friedens so hassen.

In den einzelnen Gemeinden ist es Sitte, daß ein jeder unaufgefordert seinem Fürsten etwas von seinem Vieh und Korn als Geschenk bringt. Diese Gaben, die als Ehrengaben betrachtet werden, dienen jenen zugleich zur Bestreitung der notwendigsten Bedürfnisse. Besonders gern gesehen sind Geschenke der Nachbarvölker, die nicht bloß von einzelnen Personen, sondern auch von ganzen Gemeinden geschickt werden, wie z. B. auserlesene Rosse, gewaltige Waffenstücke, metallener Brustschmuck für Pferde und Halsketten. Jetzt haben die Deutschen auch Geld anzunehmen von uns gelernt.

Eine allgemein bekannte Tatsache ist es, daß die Völker deutschen Stammes keine *Städte* bewohnen, ja nicht einmal von unserer geschlossenen Bauart etwas wissen wollen. Sie hausen vielmehr in *Einzelhöfen*, die sie bald hier, bald dort bauen, je nachdem ein Quell, ein Feld oder eine Baumgruppe zur Ansiedelung einladet[1]). Ihre Dörfer bauen sie nicht in der bei uns üblichen Weise, mit zusammenhängenden Häuserreihen, sondern ein jeder umgibt seinen

[1]) Darauf weisen die häufigen Ortsnamen auf =brunn, =bach, =felden, =walt, =walde, =rode usw.

Hof mit einem freien Raum, sei es, um ihn gegen Feuersgefahr zu schützen, oder sei es, weil der Sinn für Baukunst fehlt[1]). Auch kennen die Deutschen nicht Bruch- und Ziegelsteine; sie verwenden vielmehr, ohne Rücksicht auf schönes Aussehen, überall rohes Holz[2]). Doch bestreichen sie einige Stellen an der Außenseite ihrer Häuser sorgfältig mit einem so reinen und glänzenden Ton, daß es wie Bemalung und farbiges Linienwerk aussieht. Auch ist es in Deutschland Sitte, unterirdische Räume anzulegen und sie mit einer starken Schicht Dünger zu überdecken. Diese Gruben benutzt man als Zufluchtsort in der Kälte des Winters und als Kornspeicher. In ihnen empfindet man die Kälte weniger, und fällt der Feind ins Land ein, so plündert er nur, was offen daliegt; die in jenen Höhlen verborgenen Schätze aber ahnt er nicht oder findet sie nicht.

Als Oberkleid wird allgemein ein Mantel getragen, den man mit einer Spange oder auch mit einem Dorn zusammenhält. Nur mit einem solchen Mantel[3]) bekleidet, liegen die Deutschen ganze Tage lang am Herdfeuer. Die Reichsten tragen zum Unterschied von den anderen ein Untergewand, das aber nicht, wie bei den Sarmaten und Parthern[4]), lang und bauschig ist,

---

[1]) Dieser Brauch ist wohl richtiger aus dem starken Sinn der Deutschen für persönliche Freiheit zu erklären. O. Th. Schulz a. a. O. (S. 79 Anm. 1) bemerkt zu dieser Stelle: „Das Bild hat sich übrigens bis heute noch nicht verschoben; denn die Siedlungsart ist mit das Konservativste von allem: die dumpfen, engen Steinklumpen der italienischen Dörfer sind andererseits noch heute für den Deutschen, der von den Alpen nach Süden herabsteigt, der erste Gegenstand des Befremdens."

[2]) Der Holzbau hielt sich bis ins 12. Jahrhundert als der allgemein übliche. Alle auf Steinbau bezüglichen Ausdrücke der deutschen Sprache stammen aus dem Lateinischen (z. B. Mauer von murus, Ziegel von tegula, Dach von tectum).

[3]) Ein viereckiges Stück groben Wollstoffes, das über die Schultern herabhing.

[4]) Die Parther waren ein wildes, tapferes Volk im heutigen Iranien. Ihr Reich dauerte von 256 v. Chr. bis 226 n. Chr. In der Glanzzeit war das Reich der Parther die Weltmacht im Orient. Sie lebten in steter Feindschaft mit Rom.

sondern eng anliegt und die einzelnen Gliedmaßen scharf hervortreten läßt. Auch Pelze werden getragen. Dabei verwenden die Anwohner des Rheines und der Donau keine besondere Sorgfalt auf ihre Auswahl, wohl aber die Leute weiter im Innern des Landes, weil diese bei dem Fehlen von Handelsbeziehungen die Erzeugnisse einer verfeinerten Kultur nicht kennen lernen[1]). Sie machen einen Unterschied zwischen den verschiedenen Tierarten und suchen den Fellen durch Besprenkeln das Aussehen von solchen überseeischer Tiere zu geben.

Die Tracht der Frauen unterscheidet sich von der der Männer lediglich dadurch, daß jene öfters leinene, mit Purpurstickerei verzierte Überwürfe tragen. Ferner hat ihr Untergewand keine Ärmel, so daß Ober- und Unterarm und der nächste Teil der Brust freibleiben.

Gleichwohl[2]) werden die Ehen in Deutschland streng heilig gehalten, und in keinem Punkte verdienen die deutschen Sitten größeres Lob. Denn fast als die einzigen unter allen Barbaren[3]) begnügen sich die Deutschen mit einer Frau. Die sehr seltenen Ausnahmen haben ihren Grund nicht etwa in der Sinnlichkeit der betreffenden Männer, sondern darin, daß man um ihrer einflußreichen Stellung willen von verschiedenen Seiten um eine verwandtschaftliche Verbindung mit ihnen wirbt[4]). Eine Mitgift bringt nicht die Frau dem Manne, sondern der Mann der Frau. Bei der Überreichung der Geschenke sind die Eltern und Verwandten der Braut zugegen und prüfen ihren Wert. Bei der Auswahl der Gaben sind nicht Liebhabereien und Neigungen der Frau maßgebend, auch sind die Geschenke nicht zum Schmucke

[1]) Der Pelz war die althergebrachte Kleidung, die in den Grenzgebieten infolge des römischen Einflusses immer mehr verschwand, im Innern des Landes aber sich noch bei arm und reich hielt.

[2]) Das heißt, trotz dieser Kleidung der Frauen, woraus man — im Sinne der Römer — vielleicht auf lockere Sitten schließen könnte.

[3]) Tacitus meint alle Nichtgriechen und Nichtrömer.

[4]) So hatte der Germanenfürst Arioviſt eine Suebin zur Frau und neben ihr die Schwester des Königs von Noricum, die ihr Bruder ihm geschickt hatte.

der Neuvermählten bestimmt; es sind vielmehr Rinder, ein gezäumtes Roß und ein Schild mit Frame und Schwert. Nur gegen diese Gaben erhält der Bräutigam die Braut. Diese bringt ihrerseits dem Manne ein Waffenstück zu. Dergleichen Gaben gelten für das stärkste Band, für heilige Dinge geheimnisvoller Bedeutung, für die Schirmgötter[1]) des Ehebundes. Damit die Gattin nicht wähne, sie stehe außerhalb des männlichen Gedankenkreises und der Wechselfälle des Krieges, erinnert sie gleich der feierliche Beginn ihrer Ehe daran, daß sie als Gefährtin des Mannes in Arbeit und Gefahr ins Haus komme und sein Schicksal und seine Wagnisse zu teilen habe: dies künden ihr das Joch Ochsen, dies das aufgezäumte Roß, dies die geschenkten Waffen. In d e m Geiste soll sie leben und sterben: was sie empfange, müsse von ihr als unentweihtes und unverletztes Gut den Kindern vererbt werden und würdig sein, von einer Schwiegertochter empfangen und wieder ihren Kindern übergeben zu werden.

So lebt die Frau in wohlbehüteter K e u s c h h e i t, nicht verderbt durch unzüchtige Schauspiele[2]) oder verführerische Gelage[2]). Geheimer Briefverkehr[2]) ist Männern und Frauen in gleicher Weise unbekannt. So sind denn auch, trotz der großen Bevölkerungszahl, E h e b r ü c h e sehr selten. Die Bestrafung erfolgt auf der Stelle und bleibt dem Manne überlassen. Vor den Augen ihrer Verwandten schneidet der Mann der Ehebrecherin das Haar ab, reißt ihr das Gewand herunter, jagt sie aus dem Hause und treibt sie unter Rutenschlägen durch das ganze Dorf. Eine Frau, die ihre Keuschheit preisgibt, findet keine Nachsicht. Nicht Schönheit, nicht Jugend, nicht Reichtum vermag ihr wieder einen Mann zu gewinnen. In Deutschland lacht man nämlich nicht über das Laster; verführen und sich verführen lassen, heißt hier nicht dem Zeitgeist huldigen.

Noch besser steht es um die Völkerschaften, bei

---

[1]) Bei den Römern standen die Ehen unter dem Schutze des Jupiter und der Juno.

[2]) Alles dies ist gesagt mit Rücksicht auf Rom, wo die Sittlichkeit infolge der hier erwähnten Ursachen immer mehr abnahm.

denen überhaupt nur Jungfrauen heiraten dürfen und eine Wiederverheiratung ausgeschlossen ist. Gleichwie die Frauen hier den einen Leib und das eine Leben erhalten haben, so bekommen sie nur den einen Gatten, damit kein Gedanke und kein Gelüste über seinen Tod hinausgehe, damit sie nicht den Ehemann, sondern gleichsam den Ehestand lieben.

Die Kinderzahl zu beschränken oder eins der Nachgeborenen[1]) zu töten, gilt für eine Schande. Mehr aber als anderswo durch gute Gesetze wird in Deutschland durch gute Sitten erreicht. In den Häusern aller Stände wächst die Jugend in ihrer dürftigen, groben Kleidung zu dem Gliederbau und zu der Körpergröße heran, die wir kennen und bewundern. Jedes Kind wird an der Mutterbrust genährt, keins wird Mägden oder Ammen überlassen. Das Kind eines Freien wird nicht etwa zärtlicher oder feiner erzogen als das eines Knechtes. Zwischen dem gleichen Vieh und auf dem gleichen Boden wälzen sich beide herum, bis das Jünglingsalter die Freien absondert[2]) und die persönliche Tüchtigkeit ihnen zur Anerkennung verhilft. Spät erst lernt der Jüngling der Liebe Freuden kennen, weshalb auch seine Manneskraft unerschöpflich bleibt. Auch mit der Verheiratung der Jungfrauen hat man es nicht eilig. Sie verleben die gleiche Jugendzeit wie die Knaben und ähneln ihnen im hohen Wuchs. Ebenbürtig an Stärke, vermählen sie sich mit den jungen Männern, und der Eltern Kraft kommt in den Kindern wieder zum Ausdruck.

Die Schwestersöhne genießen bei ihrem Oheim mütterlicherseits dieselbe Ehre wie bei ihrem Vater. Bei einigen Stämmen gilt Blutsverwandtschaft dieser Art sogar für heiliger und enger, so daß man bei ihnen z. B. Neffen am liebsten als Geiseln nimmt, gleich als ob durch sie die Bürgschaft fester und auf weitere Kreise der Verwandtschaft ausgedehnt würde.

---

[1]) Das sind solche, die geboren sind, wenn schon ein Erbe vorhanden ist. Diese Kinder empfand man besonders in Rom als höchst unbequem.

[2]) Gemeint ist die Wehrhaftmachung, denn Unfreie durften keine Waffen führen.

Erben und Rechtsnachfolger sind bei jedermann die eigenen Söhne. Testamente kennt man in Deutschland nicht. Sind keine Kinder da, so treten die nächsten Blutsverwandten als erbberechtigt ein: die Brüder, die Oheime väterlicher- und mütterlicherseits. Je mehr Blutsverwandte und Verschwägerte jemand hat, um so reicher an liebevoller Aufmerksamkeit ist sein Alter. Kinderlosigkeit bringt keinen Vorteil wie bei uns in Rom[1]).

Mit dem Hab und Gut des Erblassers muß der Erbe auch dessen Feind- und Freundschaften übernehmen; doch brauchen diese nicht unversöhnlich fortzubestehen. Selbst Totschlag wird mit einer bestimmten Anzahl von Groß- oder Kleinvieh gesühnt[2]). Das Wergeld gilt für die gesamte Verwandtschaft des Erschlagenen. Das ist ein Vorteil für die Gemeinde; denn dort, wo ungebundene Freiheit herrscht, sind Fehden um so gefährlicher.

Geselligkeit und Gastfreundschaft pflegt kein anderes Volk mit größerer Hingebung. Einem Fremden Obdach zu verweigern, gilt als Sünde. Jeder bewirtet seinen Gast so gut er kann. Sind die Vorräte aufgezehrt, so geleitet ihn der bisherige Wirt zu einem anderen gastlichen Dache. Uneingeladen treten beide in das nächste Gehöft ein, ohne jedoch minder freundlich aufgenommen zu werden. In Sachen des Gastrechts macht eben niemand einen Unterschied zwischen Bekannten und Unbekannten. Bittet der Fremde beim Abschied um ein Gastgeschenk, so ist es Sitte, ihm seine Bitte zu erfüllen. Ebenso fordern aber auch umgekehrt ohne jede Umstände die Wirte Geschenke von ihren Gästen. Die Deutschen haben ihre Freude an solchen Geschenken. Dabei rechnen sie die gegebenen dem Gaste nicht an und fühlen sich ebensowenig durch die, die sie erhalten, irgendwie verpflichtet.

Unmittelbar nach dem Schlafe, den sie meist bis in den Tag hinein ausdehnen, baden die Deutschen, häufiger warm als kalt, da es bekanntlich bei ihnen den größten Teil

---

[1]) Tacitus spielt hier auf das Treiben der römischen Erbschleicher an, die kinderlose Reiche mit allerlei Aufmerksamkeiten überhäuften.

[2]) Dieses sogenannte Wergeld war verschieden hoch, je nachdem es für einen Unfreien, Freien oder Adeligen gezahlt wurde.

des Jahres über Winter ist. Nach dem Bade frühstücken sie, wobei jeder seinen besonderen Sitz und Tisch hat. Danach gehen sie an ihre Geschäfte, ebenso häufig aber auch zu Schmausereien, und zwar stets in Waffen. Tag und Nacht in einem fort zu zechen, ist für niemand eine Schande. Streitigkeiten, die bei Trunkenen natürlich häufig vorkommen, enden nur selten in Schimpfreden, häufiger mit Totschlag oder Verwundung[1]). Auch über gegenseitige Aussöhnung von Feinden, über Abschluß eines Ehevertrags, über Anschluß an Fürsten, schließlich auch über Krieg und Frieden berät man sich zumeist bei den Schmausereien. Man nimmt eben an, daß der Mensch zu keiner anderen Zeit für aufrichtige Gedanken zugänglicher sei und sich zu keiner anderen Zeit für erhabene Gedanken leichter begeistere. Das Volk, weder verschmitzt noch durchtrieben, offenbart eben noch die Geheimnisse seines Innern bei der zwanglosen Fröhlichkeit des Gelages; offen und unverhüllt tritt dabei eines jeden Gesinnung zutage. Am folgenden Tage werden die Beratungen fortgesetzt. Jede der beiden Beratungszeiten hat ihren guten Grund: man hält Rat, wenn es unmöglich ist, sich zu verstellen, und man faßt Beschlüsse, wenn ein Irrtum ausgeschlossen ist.

Als Getränk dient den Deutschen ein Saft[2]) aus Gerste oder Weizen, der infolge von Gärung bis zu einem gewissen Grade dem Weine ähnelt. Die Anwohner des Rheines und der Donau kaufen auch wirklichen Wein. Ihre Speisen sind einfach: wildes Obst, frisches Wildbret oder geronnene Milch. Mit einfach und ohne Reizmittel zubereiteten Speisen stillen die Germanen ihren Hunger. Dem Durste gegenüber beweisen sie allerdings nicht dieselbe Mäßigkeit. Wollte man ihrer Trunksucht nachgeben und ihnen soviel Wein vorsetzen, wie sie haben wollen, so würden sich ihre

[1]) Müllenhoff (a. a. O. S. 339) weist darauf hin, daß noch im 19. Jahrhundert die Bauerfrauen in Ditmarschen die Totenhemden ihrer Männer auf Hochzeiten mitnahmen.

[2]) Tacitus meint hier das Bier. Unerwähnt läßt er den aus Honig und Getreide bereiteten Met. Daß die Weinkultur nicht germanischen Ursprunges ist, beweisen auch alle Ausdrücke der Weinbereitung; denn sie alle sind Fremdwörter, wie ja schon „Wein" selbst (lat. vinum).

Laster ebensogut zu ihrer Überwältigung eignen wie die Waffen.

Von Schaustellungen kennen die Germanen nur eine Art, die bei jedem festlichen Gelage vorgeführt wird. Nackte Jünglinge, die dies als Spiel betreiben, tanzen zwischen Schwertern und Framen, die sie einander wie zum Angriff entgegenhalten, herum. Durch Übung haben sie es zu Kunstfertigkeit und dadurch wieder zu Anmut gebracht. Sie betreiben aber ihre Kunst nicht zum Erwerb oder um Geld; den einzigen Lohn ihres überaus kühnen Scherzes finden sie im Vergnügen der Zuschauer.

Dem Würfelspiele huldigen sie merkwürdigerweise in nüchternem Zustande, als ob es sich um ein ernstes Geschäft handele. Dabei gehen sie in so blinder Leidenschaft auf Gewinn und Verlust aus, daß sie nach Einbuße ihrer gesamten Habe mit dem letzten entscheidenden Wurf um ihre Freiheit und Person spielen. Wer verliert, geht freiwillig in die Knechtschaft. Mag er auch jugendlicher und kräftiger sein als der andere, er läßt sich ruhig binden und zum Verkauf führen. Diese Hartnäckigkeit in einer so verwerflichen Angelegenheit nennen sie selbst Treue. Um der Schande, die einem solchen Gewinn anhaftet, überhoben zu sein, verhandeln die Deutschen derartige Knechte weiter. Die übrigen Sklaven verwenden sie nicht wie wir, die wir die Dienstleistungen in ganz bestimmter Weise unter das Gesinde verteilen, sondern jeder Sklave hat sein eigenes Haus und seinen eigenen Hof, wo er herrscht. Der Herr legt ihm eine bestimmte Leistung an Korn oder Vieh oder Zeug auf wie einem Pächter, und nur so weit geht des Sklaven Dienstpflicht. Im übrigen werden die Geschäfte des Hauses von der Frau und den Kindern besorgt. Selten nur kommt es vor, daß ein Sklave geschlagen, gefesselt oder mit Zwangsarbeit bestraft wird. Nicht ungewöhnlich ist es aber, daß der Herr einen Sklaven tötet; doch tut er es nicht, um mit wohl überlegter Strenge zu strafen, sondern im Jähzorn, wie er wohl einen persönlichen Feind erschlägt. Dabei besteht nur darin ein Unterschied, daß er bei der Tötung eines Sklaven straffrei ausgeht.

Die Freigelassenen stehen nicht viel höher als die Sklaven. Selten nur haben sie einen gewissen Einfluß im Hause,

niemals jedoch in der Gemeinde, außer bei den Volksstämmen, an deren Spitze ein König steht. Hier nämlich ist ihr Einfluß noch größer als der der Freien und Adligen. Bei den übrigen Stämmen ist die untergeordnete Stellung der Freigelassenen ein Beweis für die freiheitliche Verfassung des Landes.

Geldgeschäfte zu machen und das Kapital durch Zinsen zu vergrößern, ist den Deutschen etwas Unbekanntes. Deshalb werden solche Geschäfte auch noch weniger betrieben, als wenn sie ausdrücklich verboten wären.

Das zum Ackerbau bestimmte Land wird in einem Umfange, der der Anzahl der Bebauer entspricht, von diesen allen in Besitz genommen und alsbald unter Berücksichtigung des Ranges und der Würde der einzelnen aufgeteilt[1]). Die weite Ausdehnung der Feldmark erleichtert diese Teilung. Jahr für Jahr bebaut der einzelne ein anderes Stück seines Feldes und läßt immer noch Land brach liegen. Denn die Deutschen nützen die Fruchtbarkeit und den großen Umfang ihrer Ländereien nicht aus, etwa in der Weise, daß sie Obstbaumpflanzungen anlegen, Wiesen abgrenzen und Gärten künstlich bewässern. Nur Getreide fordern sie ihrem Boden ab. So kommt es auch, daß sie nicht soviel Jahreszeiten wie wir unterscheiden: Winter, Frühling und Sommer sind ihnen bekannte Begriffe; des Herbstes Name dagegen ist ihnen ebensowenig bekannt wie sein Segen.

Bei den Leichenbegängnissen suchen sich die Germanen nicht gegenseitig an Prunk zu überbieten. Nur darauf halten sie, daß die Leichen berühmter Männer mit gewissen wertvollen Holzarten verbrannt werden. Den Holzstoß überlädt man nicht, wie bei uns in Rom, mit Gewändern und Wohlgerüchen, nur die Waffen werden mit verbrannt und zwar diese bei allen, bei einigen auch noch das Roß. Über dem Grabe wölbt sich ein Rasenhügel. Von einer Ehrung durch hohe, prachtvolle Grabmäler wollen die Deutschen nichts wissen; solche Bauten erscheinen ihnen als eine Last für die im Grabe Ruhenden. Ihr Jammern und Weinen währt nicht lange, um so länger aber ihr Schmerz und Gram. Lautes Klagen ziemt der Frau, stilles und treues Gedenken dem Mann.

[1]) Angesehene Familien erhielten dann mehr als ein Losanteil.

II. Die Kämpfe der Römer mit den Cimbern und Teutonen (113—101 v. Chr.).

Der Bericht des Gajus Vellejus Paterculus.

(Historia Romana II, 12, 2—5.)

Eine zusammenhängende, ausführliche Quellendarstellung aller Kämpfe mit den Cimbern und Teutonen ist aus dem Altertume nicht auf uns gekommen.

Einen kurz zusammenfassenden Bericht über den Verlauf des Krieges gibt Gajus Vellejus Paterculus[1]) im zweiten Buche seiner Römischen Geschichte mit den Worten:

Eine ungeheuer große Menge Menschen germanischen Stammes, die Cimbern und Teutonen, überflutete die Lande, schlug die Konsuln Carbo[2]) und Silanus[3]) und danach die Konsuln Cäpio[4]) und Manlius[4]) samt ihren Heeren auf gallischem Gebiete vollständig in die Flucht und tötete den gewesenen Konsul Scaurus Aurelius[4]) und andere hochberühmte Männer. Einen so gefährlichen Feind zurückzuschlagen, erschien dem römischen Volke kein anderer Mann besser geeignet als Marius, und so wählte es diesen zum zweiten Male zum Konsul. Die Zeit seines dritten Konsulates verwendete er auf kriegerische Rüstungen. In seinem vierten Konsulate kämpfte er jenseits der Alpen in der Gegend von Aquä Sextiä[5]) mit den Teutonen. Mehr als 150 000 Mann fielen an den beiden Tagen der Schlacht auf seiten

[1]) Gajus Vellejus Paterculus, Reiteroffizier des Kaisers Tiberius, schrieb zwei Bücher römischer Geschichte.

[2]) 113 v. Chr.

[3]) 109 v. Chr.

[4]) 105 v. Chr. bei Arausio, dem heutigen Orange.

[5]) Das heutige Aix, in der Nähe von Marseille. Die Bäder bei den warmen Quellen waren von einem gewissen Gajus Sextius erbaut.

der Teutonen, deren Stamm vollständig vernichtet wurde. Während seines fünften Konsulates kämpfte er zusammen mit dem Prokonsul[1]) Quintus Lutatius Catulus in einer überaus glücklichen Schlacht auf den sogenannten Raudischen Feldern[2]), wobei über 200 000 Feinde getötet oder gefangen genommen wurden.

Ansichten der Alten über die Gründe der Auswanderung der Cimbern und Teutonen.

(Strabo, Geographica VII, 1, 1—2.)

Über die eigentliche Veranlassung zu der massenhaften Auswanderung der Cimbern haben die Zeitgenossen nichts Genaueres aufgezeichnet, so daß die späteren Geschichtschreiber sich selbst nicht recht klar darüber waren. Auch kann durch keine Mutmaßung etwas Bestimmtes festgestellt werden. Die verschiedenen Ansichten der Alten bespricht Strabo mit folgenden Worten:

Was man von den Cimbern erzählt, ist zum Teil nicht richtig, zum Teil aber ziemlich wahrscheinlich. So wird wohl niemand den Grund ihres Wander- und Räuberlebens darin finden, daß sie als Bewohner einer Halbinsel durch eine große Flut aus ihren Sitzen vertrieben worden seien; denn noch heutigen Tages bewohnen sie das Land, das sie früher schon innehatten. Auch sandten sie dem Augustus den Weihkessel, der bei ihnen für den heiligsten galt, als Geschenk, damals als sie um Freundschaft und um Verzeihung wegen ihres Einfalls in Italien baten. Als sie dann ihren Zweck erreicht hatten, kehrten sie zurück. Lächerlich aber ist es anzunehmen, sie hätten aus Zorn über eine ewige und ganz natürliche Erscheinung, die sich zweimal am Tage wiederholt, ihre Sitze verlassen. Ebenso ist wohl die Nachricht, die Flut sei einmal außerordentlich stark gewesen, als Märchen aufzufassen. Wenn nämlich auch der Ozean bei solchen Naturereignissen anschwillt und wieder zurückgeht, so geschieht das doch ganz regelmäßig und

---

[1]) Prokonsul war der in einer Provinz statt eines Konsuls ungierende Statthalter und militärische Befehlshaber.

[2]) In der Nähe des heutigen Vercelli in Piemont.

periodisch. Falsch ist auch das Gerücht, daß die Cimbern mit den Waffen in der Hand gegen die Überflutungen vorgehen, ebenso falsch auch das andere, daß die Kelten, um sich an Furchtlosigkeit zu gewöhnen, ruhig ihre Häuser von den Fluten wegspülen lassen und sie nachher wieder aufbauen. Nicht minder irrig ist die Nachricht des Ephorus[1]), daß bei den Cimbern mehr Menschen der Meeresflut als dem Kriege zum Opfer fallen. Die Regelmäßigkeit der Fluten und der Umstand, daß die überschwemmte Gegend genau bekannt war, hätten solche ungereimte Redereien gar nicht aufkommen lassen sollen. Ist es nicht ganz unverständlich, daß dieser Wechsel in der Strömung, der sich jeden Tag zweimal wiederholt, nicht ein einziges Mal für eine natürliche und ungefährliche Erscheinung, die bei allen Küstenbewohnern und nicht bloß bei den Cimbern vorkommt, gehalten wurde? Nicht weniger falsch ist Klitarchs[2]) Nachricht, die Reiter der Cimbern seien beim Anblick des auf sie zukommenden Wassers auf und davongesprengt und auf der Flucht von den Fluten beinahe verschlungen worden. Denn abgesehen davon, daß, wie bekannt, die Flut nicht mit solcher Geschwindigkeit, sondern nur allmählich kommt, konnte etwas, was tagtäglich eintritt und allen, die ihm nahen, hörbar ist, noch ehe es sichtbar wird, unmöglich jene Leute so in Schrecken setzen, daß sie davor wie vor etwas ganz Unerwartetem flohen. Diese falschen Angaben macht Posidonius[3]) mit Recht den Schriftstellern zum Vorwurf, und nicht übel ist seine Vermutung, die Cimbern hätten bei ihrer Neigung zum Räuber- und Wanderleben auch einen Streifzug bis in die Gegend um den See Mäotis unternommen, und nach ihnen sei der Cimmerische Bosporus benannt worden. Cimmerisch sei soviel wie Cimbrisch, denn Cimmerier seien von den

[1]) Aus Kyme im äolischen Kleinasien; lebte von etwa 405 bis 330 v. Chr. und schrieb die erste Universalgeschichte der Griechen. Sie ist nur in Fragmenten erhalten.

[2]) Zeitgenosse und Begleiter Alexanders des Großen, dessen Geschichte er geschrieben hat. Das Werk ist nicht erhalten.

[3]) Gebürtig aus Apamea in Syrien; lebte von etwa 135 bis 45 v. Chr. Er war der letzte selbständige Forscher des Altertums. Seine zahlreichen Werke sind nur in Fragmenten erhalten.

Griechen die Cimbern genannt worden. Derselbe Posidonius berichtet ferner: Früher hätten die Bojer den Hercynischen Wald bewohnt und die Cimbern auf ihrem Zuge gegen diese Gegend zurückgeworfen; diese seien dann zum Ister und zu den galatischen Skordiskern hinabgezogen, von da zu den Teuristern und Tauriskern, gleichfalls galatischen Völkerschaften, und dann zu dem sehr reichen und friedlichen Volke der Helvetier. Der Anblick des durch Räubereien erworbenen Reichtums, der den ihrigen noch übertraf, reizte die Helvetier und besonders den Stamm der Tiguriner[1]) und Toygener, so daß sie sich den Cimbern anschlossen, bis sie schließlich alle zusammen von den Römern überwältigt wurden, die Cimbern nach Überschreitung der Alpen und nach ihrem Einfall in Italien, die anderen noch jenseits der Alpen.

Die Schlacht bei Noreja.

(Appian, Celtica 13.)

Das heimatlose Volk der Cimbern näherte sich im Jahre 113 v. Chr. den Alpenpässen von Krain[2]). Unweit Aquileja trat ihnen der Konsul Gnäus Papirius Carbo entgegen. Über diese Begegnung und über den Entscheidungskampf bei Noreja[3]) berichtet am ausführlichsten Appian[4]) mit folgenden Worten:

Als eine zahlreiche Schar Teutonen plündernd in Noricum einbrach, befürchtete der römische Konsul Papirius Carbo einen Einfall in Italien und legte sich deshalb in den Alpen, am schmalsten Übergang, in den Hinterhalt. Da aber von seiten der Teutonen kein Angriff erfolgte, schickte er selbst sich an, sie anzugreifen, mit der Begründung, sie seien in das Land römischer Gastfreunde eingefallen. —

[1]) Ein gallischer Volksstamm in der Gegend des heutigen Zürich.

[2]) Vgl. Mommsen, Römische Geschichte 1889[8] S. 174.

[3]) Jetzt Neumarkt in Steiermark.

[4]) Appian aus Alexandria lebte im zweiten Jahrhundert n. Chr. zu Rom und in Ägypten. Er schrieb um 160 eine römische Geschichte in griechischer Sprache in 24 Büchern. Darin waren die Begebenheiten von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart ethnographisch behandelt, d. h. nach den Kriegen, die Rom mit den einzelnen Völkern bis zu ihrer Unterwerfung führte.

Unter Gastfreunden verstanden die Römer solche Leute, die sich zwar ihre Freunde nennen durften, jedoch nicht wie wirkliche Freunde und Bundesgenossen Anspruch auf Unterstützung hatten. — Als sich Carbo näherte, ließen ihm die Teutonen durch Gesandte mitteilen, sie hätten von einer Gastfreundschaft zwischen Rom und Noricum nichts gewußt und würden dies Land in Zukunft verschonen. Der Konsul zeigte sich den Gesandten gegenüber befriedigt und gab ihnen für den Heimweg Führer mit, die jedoch den geheimen Auftrag hatten, jene einen weiten Umweg zu führen. Er selbst rückte inzwischen auf dem kürzeren Weg vor und überfiel die nichts ahnenden Teutonen, während sie sich noch ausruhten. Schwere Verluste jedoch waren die Strafe für seine Treulosigkeit. Vielleicht hätte er sein gesamtes Heer verloren, wenn nicht die Dunkelheit, der Regen und ein furchtbares Gewitter, das während der Schlacht ausbrach, die Kämpfer getrennt hätte und so dem Kampfe durch das Entsetzen über dies Eingreifen überirdischer Mächte ein Ende gemacht worden wäre. Trotzdem flüchteten die Römer nach allen Richtungen hin in die Wälder und fanden sich mit Mühe erst am dritten Tage wieder zusammen. Die Teutonen aber wandten sich westwärts nach Gallien zu.

Die Schlacht bei Arausio.

(Orosius, Historiæ adversus paganos V, 16.)

Einige [1]) Jahre später, 109 v. Chr., siegten die Cimbern, die sich inzwischen mehr auf gütlichem Wege als durch Waffengewalt den Weg aufs linke Rheinufer und über den Jura gebahnt hatten, vollständig über den Konsul Marcus Junius Silanus. Sie nützten jedoch den Sieg nicht aus und fielen nicht in Italien ein, sondern ließen durch Gesandte in Rom die Bitte um Anweisung von Ländereien wiederholen, die natürlich abschlägig beschieden wurde. Aber auch das bestimmte die Cimbern nicht zu einem Einmarsch in Italien. Es vergingen vier Jahre, bis sie, 105 v. Chr., unter ihrem König Bojorix die Grenzen Italiens wieder bedrohten. Über die Niederlage, die sie jetzt den Römern bei Arausio (heute Orange) beibrachten, erzählt Orosius [2]) folgendes:

[1]) Vgl. Mommsen a. a. O. S. 175 ff.

[2]) Paulus Orosius, ein lateinischer Geschichtschreiber aus Tarragona in Spanien, lebte in der ersten Hälfte des fünften

Der Konsul Gajus Manlius und der Prokonsul Quintus Cäpio wurden gegen die Cimbern, Teutonen, Tiguriner und Ambronen[1]), gallisch-germanische Volksstämme, die sich damals zur Vernichtung des römischen Reiches vereinigt hatten, entsandt und setzten die Rhone als Grenze ihrer beiderseitigen Wirksamkeit fest. Da sie sich aber infolge gegenseitiger Mißgunst und Eifersucht aufs heftigste entzweiten, erlagen sie dem Feinde. In der Schlacht wurde der frühere Konsul Marcus Ämilius gefangen genommen und getötet[2]); auch fielen zwei Söhne des Konsuls. 80 000 Soldaten der Römer und ihrer Bundesgenossen und 40 000 Mann vom Troß blieben nach den Angaben des Antias[3]) auf dem Schlachtfelde. Von dem gesamten römischen Heere sollen kaum zehn Mann übrig gewesen sein, um die Schreckenskunde nach Rom zu bringen und die Not dadurch noch zu verschlimmern. Die Feinde, denen die beiden römischen Lager in die Hände fielen, vernichteten und verheerten alles auf eine bisher unbekannte und ungewohnte Art: die Kleidungsstücke zerrissen und zerstreuten sie in alle vier Winde, Gold und Silber warfen sie in den

---

Jahrhunderts n. Chr. und trug sieben Bücher Historiarum adversus paganos, d. h. einen gegen die Heiden gerichteten Abriß der Weltgeschichte, der bis 519 n. Chr. reichte, zusammen. Er sucht darin den Vorwurf zu widerlegen, daß die Einführung des Christentums schuld sei an dem Unglück des römischen Reiches und der Menschheit überhaupt. Sein Buch wurde im Mittelalter als Leitfaden im Geschichtsunterricht benutzt. Die angeführte Stelle ist übersetzt nach der Ausgabe von Zangemeister, Wien 1882 (Corpus Scriptorum Ecclesiasticorum vol. V).

[1]) Ein gallischer Volksstamm, wahrscheinlich in der Gegend des heutigen Embrun im französischen Departement Oberalpen.

[2]) Über seinen Tod erfahren wir aus der Inhaltsangabe eines der verlorenen Bücher des römischen Geschichtschreibers Livius (59 v. Chr. bis 17 n. Chr.) folgendes: Als er, von den Cimbern in ihren Rat gerufen, sie wegen der Unüberwindlichkeit der Römer vor dem Übergang über die Alpen und dem Angriff auf Italien warnte, stieß ihn ihr König Bojorix, ein ungestümer junger Mann, nieder.

[3]) Valerius Antias schrieb im ersten Jahrhundert v. Chr. eine Geschichte Roms, die von der Gründung der Stadt bis etwa 78 v. Chr. reichte. Das völlig wertlose Werk ist nur noch in Bruchstücken erhalten.

Fluß, die Panzer der Männer und die Schmuckstücke der Pferde zertrümmerten sie, die Tiere selbst stießen sie in die reißende Strömung, und die Menschen hängten sie an Bäumen auf. Nichts wollte der Sieger von Beute, nichts von Gnade gegen den Besiegten wissen. Was jetzt in Rom den höchsten Gipfel erreichte, war einmal die Trauer, sodann aber ganz besonders die Furcht vor einem Übergang der Cimbern über die Alpen und vor einer Verheerung Italiens.

Die Schlachten bei Aquä Sextiä und Vercellä.

(Plutarch, Marius 11—27.)

An dieser Stelle setzt die Erzählung Plutarchs[1]) ein, dem wir eine genaue Kenntnis der Entscheidungsschlachten der Jahre 102 und 101 verdanken. Der Bericht darüber lautet folgendermaßen:

Die gehässige, neidische und verleumderische Stimmung[2]) Marius gegenüber schlug bald ins Gegenteil um infolge der Gefahr, die von Westen her über Italien hereinbrach. Denn jetzt hatten die Römer vor allen Dingen einen tüchtigen Feldherrn nötig und mußten sich nach einem Steuermann umsehen, dessen Kunst sie dem gewaltigen Wogengebraus des bevorstehenden Krieges glücklich entrinnen ließ. Da nun keiner aus den adligen oder reichen Familien das Konsulat übernehmen wollte, wurde Marius in seiner Abwesenheit zum Konsul gewählt. Unmittelbar nämlich, nachdem die

[1]) Plutarch, geboren zu Chäronea in Böotien (Griechenland), lebte von etwa 46 bis etwa 120 n. Chr. Seine vielseitige Bildung und sein menschenfreundliches Wesen verschafften ihm großen Einfluß am Hofe des römischen Kaisers Hadrian. Sein Hauptwerk sind die „Parallelbiographien". Auf die Lebensbeschreibung eines Griechen folgt in der Regel die eines Römers (z. B. Alexander und Cäsar, Demosthenes und Cicero). Außer 46 paarweise behandelten Biographien enthält das Werk noch vier einzelne.

[2]) Während des Krieges, den Marius in Afrika gegen Jugurtha, den König von Numidien, führte, machten ihn seine großen Erfolge so anmaßend und egoistisch, daß er keinem nachstehen wollte. Besonders die Vornehmen beleidigte er durch stolze Äußerungen, so daß diese seine erbittertsten Gegner wurden, während das Volk auf seiner Seite stand.

Kunde von der Auslieferung Jugurthas in Rom eingetroffen war, verbreiteten sich Gerüchte über die Cimbern und Teutonen. Zunächst hielt man allerdings die Angaben über Masse und Stärke der anrückenden Krieger für übertrieben, bis sich schließlich herausstellte, daß es noch mehr waren. 300 000 Mann rückten in Waffen heran, und wie es hieß, führten sie noch weit größere Scharen von Weibern und Kindern mit sich. Sie waren auf der Suche nach einem Lande, das eine so große Volksmenge ernähren könnte, und auf der Suche nach Städten, in denen sie sich dauernd niederlassen wollten. Hatten sie doch davon gehört, daß vor ihrer Zeit Kelten den besten Teil Italiens den Etruskern weggenommen und besiedelt hätten.

Bei der Abgeschlossenheit anderen Völkern gegenüber und bei der weiten Ausdehnung der von ihnen durchzogenen Länder wußte man gar nicht recht, wer diese Leute eigentlich waren und woher sie kamen und einem Ungewitter gleich über Gallien und Italien hereinbrachen. Ihrer gewaltigen Körpergröße und der hellen Farbe ihrer Augen halber hielt man sie allgemein für einen der bis zur Nordsee wohnenden germanischen Stämme, zumal bei den Germanen die Räuber Cimbern hießen[1]). Aus den vielfachen Angaben über ihre Menge geht hervor, daß die oben genannte Zahl eher zu niedrig als zu hoch ist. Ihr Mut und ihre Tollkühnheit machten jeden Widerstand unmöglich. Im Handgemenge und Kampfgewühl dem Feuer gleich an Hitze und Ungestüm, rückten sie näher und näher. Niemand vermochte ihrem Angriff standzuhalten. Kurz, wohin sie auch kamen, alle wurden ihre Beute. Sogar eine Menge römischer Heere mitsamt ihren Feldherren, die alle zum Schutze Galliens jenseits der Alpen aufgestellt waren, wurden schmählich aufgerieben. Gerade sie waren es auch, die durch ihr Mißgeschick[2]) jenen Barbaren Lust machten, gegen Rom selbst vorzurücken.

---

[1]) Die im Urtext hier folgenden Angaben über der Cimbern Herkunft, die Plutarch selbst mehr als Vermutungen hinstellt, sind in der Übersetzung als für den Zusammenhang unwesentlich weggelassen worden.

[2]) Die Römer erlitten fünf Niederlagen in den Jahren 113, 109, 107, 106 und 105.

Denn als Sieger über alle, auf die sie stießen, und im Besitze reicher Kriegsbeute faßten sie den Entschluß, sich nirgends in der Welt eher dauernd niederzulassen, bevor sie nicht Rom dem Erdboden gleichgemacht und Italien verheert hätten.

Auf diese von vielen Seiten einlaufenden Nachrichten hin wollten die Römer dem Marius wiederum den Oberbefehl übertragen. Und in der Tat wurde er jetzt zum zweiten Male zum Konsul ernannt, trotzdem es gesetzlich nicht erlaubt war, jemand in seiner Abwesenheit von Rom vor Ablauf der festgesetzten Frist[1]) wiederzuwählen. Allein das Volk duldete keinen Widerspruch. Es war der Überzeugung, es sei jetzt nicht das erste Mal, daß man mehr auf den Vorteil des Staates als auf Einhaltung der gesetzlichen Bestimmung sehen müsse. Auch sei die jetzige Veranlassung, das Gesetz zu umgehen, nicht minder dringend als jene, derzufolge man im Widerspruche zu den Gesetzen Scipio zum Konsul ernannt habe, und zwar zu einer Zeit, wo man nicht den Verlust der eigenen Hauptstadt zu befürchten, sondern sogar Verlangen gehabt hätte, Karthago zu zerstören.

Diese Meinung drang auch durch. Marius kam mit seinem Heere aus Afrika herüber, trat gerade an den Kalenden[2]) des Januar, an denen die Römer den Jahresanfang festlich begehen, das Konsulat an und feierte seinen Triumph.

Nach Beendigung des Triumphes beschied Marius den Senat aufs Kapitol[3]) und erschien, sei es aus Versehen oder aus Übermut infolge seines großen Glückes, im Triumphschmuck[4]) in der Versammlung. Kaum aber bemerkte er die

---

[1]) Von zehn Jahren.

[2]) Der erste Tag eines jeden Monats heißt lateinisch „Kalendä", eigentlich Ausrufetag. Es war der Tag, an dem von den Priestern der Eintritt des Neumondes beobachtet und dem Volke durch Ausrufen bekannt gemacht wurde. — Hier war es der 1. Jan. 104 v. Chr.

[3]) Burg und Burgplatz von Rom, wo auch der Senatorenpalast stand.

[4]) Außer einem Lorbeerkranz, einem adlergeschmückten Stab aus Elfenbein und einem Lorbeerzweig trug der Triumphator eine goldgestickte Purpurtunika (Untergewand) und eine ebensolche Toga (Obergewand). Es war dies das Gewand des kapitolinischen Jupiter,

Entrüstung der Senatoren, als er sofort wieder den Saal verließ, die purpurverbrämte Toga ablegte und im gewöhnlichen Amtskleide zurückkam.

Während des Feldzugs suchte Marius seine Leute abzuhärten. Auf dem Marsche gegen den Feind übte er sie auf mannigfache Art im Laufen und gewöhnte sie an lange Märsche. Jeder mußte dabei sein Gepäck selbst tragen und mit eigner Hand sein Essen zubereiten. Daraus erklärt es sich auch, daß man später arbeitsfreudige Leute, die still und ohne Murren ihre Pflicht taten, „Maulesel des Marius" nannte[1]). Nach einigen jedoch hat diese Bezeichnung einen anderen Grund. Während der Belagerung Numantias[2]) nämlich habe Scipio einmal nicht bloß die Waffen und Pferde seiner Leute, sondern auch die Maulesel und Wagen besichtigen wollen, um zu sehen, wie die einzelnen ihre Tiere eingeübt hätten und in welchem Zustande sich alles befinde. Dabei habe ihm Marius ein von ihm selbst aufs beste gepflegtes Roß und einen Maulesel vorgeführt, der alle anderen durch sein stattliches Aussehen, sein zahmes Wesen und seine Stärke bei weitem übertraf. Weil sich nun Scipio über diese von Marius so gut gepflegten Tiere gefreut und sie oft erwähnt habe, sei dann scherzweise ein unermüdlicher, geduldiger und arbeitsfreudiger Mann „Maulesel des Marius" genannt worden.

Wie mir scheint, war es ein großes Glück für Marius, daß die heranwogende Flut der Barbaren gleichsam wieder zurückströmte und sich zunächst über Spanien ergoß. Dadurch gewann er nämlich Zeit, die physischen Kräfte seiner Soldaten

---

des höchsten Gottes der Römer, dessen goldenen Kranz ein Sklave über dem Triumphator hielt.

[1]) Frontinus, ein römischer Schriftsteller der zweiten Hälfte des ersten Jahrhunderts n. Chr., erzählt in seinem „Strategemata" (Kriegslisten) betitelten Werke (IV, 1, 7), die Soldaten des Marius hätten ihr Gepäck mit Hilfe selbst verfertigter Gabeln auf den Schultern getragen und seien deshalb „Maulesel" genannt worden.

[2]) Stadt im alten Spanien am Durius (Duero), in der Gegend des heutigen Soria in Altkastilien gelegen, bekannt durch den heldenmütigen Widerstand gegen die Römer in den Jahren 153—133. In letzterem Jahre wurde Numantia nach zehnjähriger Belagerung von Publius Cornelius Scipio zerstört.

zu üben, ihren Mut neu zu stählen und, was die Hauptsache war, ihnen genauer bekannt zu werden. War er nämlich im Anfang mürrisch und unerbittlich streng im Strafen erschienen, so hielten sie ihn jetzt, wo sie sich alle Fehler und Verstöße gegen die Disziplin abgewöhnt hatten, für gerecht und sahen ein, wie heilsam für sie sein Wesen war. Je mehr sie sich allmählich an seine ungestüme Leidenschaftlichkeit, seine rauhe Stimme und den wilden Blick seiner Augen gewöhnten, um so weniger erblickten sie darin eine Gefahr für sich selbst als vielmehr für die Feinde. Was ihn aber am meisten beim Heere beliebt machte, war seine Unparteilichkeit als Richter. Ihr hatte er es auch und zwar nicht zum wenigsten, zu verdanken, daß er zum dritten Male zum Konsul gewählt wurde[1]). Zugleich freilich wollte man auch unter keinem anderen Feldherrn den gefürchteten Barbaren entgegentreten, deren Ankunft fürs nächste Frühjahr erwartet wurde.

Sie kamen jedoch nicht so bald, und so verstrich wiederum die Amtszeit des Marius. Als nun die Wahlen fürs neue Jahr bevorstanden, ließ er den Manius Aquilius als Feldherrn beim Heere zurück — sein Mitkonsul war nämlich gestorben — und begab sich selbst nach Rom. Obgleich sich jetzt viele tüchtige Männer ums Konsulat bewarben, forderte Lucius Saturninus, der einflußreichste der Volkstribunen[2]), den Marius durch Aufmerksamkeiten gewonnen hatte, in seinen Reden das Volk auf, einzig und allein den Marius zu wählen. Als aber dieser den Spröden spielte und sich das Amt, das er gar nicht brauche, verbat, nannte es Saturninus Verrat am Vaterlande, wenn er in einer so gefährlichen Lage den Oberbefehl nicht annehme. War es dem Volke nun auch klar, daß Saturninus die ihm von Marius übertragene Rolle ziemlich ungeschickt spielte, so merkte es andrerseits doch

[1]) Für das Jahr 103 v. Chr. Geb. Sein Amtsgenosse war Lucius Aurelius Orestes.

[2]) Sie waren Vertreter oder Anwälte der Plebs, d. h. der breiten Volksmasse Roms, deren Gegner der bevorzugte Stand der Patricier war. Gegen die Willkür dieser sollten die Volkstribunen ursprünglich die Plebs schützen. Nach Beendigung des sogenannten Ständekampfes vertraten sie das Staatsinteresse in demokratischem Sinne.

auch, daß die Zeitlage das Glück und die Tatkraft eines Marius erheische. Es wählte ihn denn zum vierten Male[1]) zum Konsul und gab ihm als Amtsgenossen den Lutatius Catulus, einen Mann, der die Achtung der Aristokraten genoß und zugleich bei der großen Masse nicht unbeliebt war.

Auf die Kunde von der Nähe der Feinde ging Marius in Eile über die Alpen, schlug an der Rhone ein festes Lager auf und versah es mit reichen Vorräten. Er wollte nämlich niemals durch Mangel an Lebensmitteln zu einem Kampfe gezwungen werden, von dem er nicht mit Bestimmtheit einen glücklichen Ausgang erwarten durfte. Die Zufuhr der Armeebedürfnisse, die bisher infolge der schlechten Beschaffenheit der Meeresküste langwierig und kostspielig war, erleichterte und beschleunigte er. In der Rhonemündung hatte nämlich das von den Meeresfluten zurückgestaute Wasser eine große Menge Schlamm und Sand abgesetzt. Daraus hatte der beständige Wogenschlag einen tiefen Morast entstehen lassen, so daß die Getreideschiffe nur unter den größten Schwierigkeiten und nur ganz langsam einfahren konnten. An dieser Stelle ließ Marius von seinen Truppen, die jetzt weiter nichts zu tun hatten, einen großen Kanal graben, leitete einen beträchtlichen Teil des Flusses ab und führte den Kanal im Bogen bis zu einer geeigneten Stelle des Strandes. Die Mündung, die der Kanal bekam, war tief und auch für große Schiffe fahrbar, dabei vor Wind und Wellen geschützt; bis auf den heutigen Tag trägt er des Marius Namen[2]).

Die Barbaren hatten sich unterdes geteilt: die Cimbern sollten von den Bergen her durch Noricum gegen Catulus vorgehen und sich von dieser Seite her den Durchmarsch nach Italien erzwingen, während die Teutonen und Ambronen durch Ligurien[3]) hindurch längs der Meeresküste gegen Marius vorrücken sollten. Bei den Cimbern entstand ein längerer Verzug und Aufenthalt, die Teu-

[1]) Im Jahre 102 v. Chr.

[2]) Er hieß Marianischer Graben (fossa Mariana) und begann in der Nähe des heutigen Arles.

[3]) Das heutige Piemont, Genua und Nizza.

tonen und Ambronen dagegen brachen sogleich auf, zogen durch das dazwischenliegende Land und erschienen jetzt in ungeheurer Menge. Sie waren gräßlich anzuschauen und schrieen und lärmten, wie man es noch nicht gehört hatte. Nachdem sie ein Lager aufgeschlagen hatten, das einen großen Teil der Ebene einnahm, forderten sie den Marius zum Kampfe heraus. Der aber hielt demungeachtet seine Truppen im Lager und verwies ihnen mit scharfen Worten jegliches kecke Wesen. Wer sich von Kampfeslust hinreißen ließ und nach einer Schlacht verlangte, den nannte er Vaterlandsverräter: jetzt dürften nicht Triumphe und Trophäen Ziele ihres Ehrgeizes sein, es handele sich vielmehr nur darum, das furchtbare Kriegsungewitter zu vertreiben und Italien zu retten.

Mit solchen Worten wandte er sich im besonderen an die Offiziere und an die Vornehmsten; die Mannschaften dagegen mußten abteilungsweise vom Wall aus auf die Feinde Ausschau halten. Dadurch gewöhnte er sie allmählich an ihr Aussehen und an ihr sonderbares, tierartiges Gebrüll; auch lernten die Römer dadurch die Bewaffnung und Taktik der Barbaren kennen. Auf diese Weise wurde ihnen, was sie sich in Gedanken so furchtbar ausgemalt hatten, infolge des häufigen Anblickes mit der Zeit vertraut. Marius war nämlich der Überzeugung, daß, solange wirklich furchtbare Dinge noch neu und unbekannt seien, sie eben dieser Umstand in vielen Beziehungen noch furchtbarer erscheinen lasse, daß dagegen die Bekanntschaft mit solchen Dingen ihnen ihren Schrecken nehme.

Abgesehen davon, daß die Bestürzung der Römer infolge des täglichen Anblicks der Barbaren immer mehr nachließ, erregten auch die Drohungen und unerträglichen Prahlereien der Feinde allmählich ihren Unwillen, bis es schließlich in ihnen kochte, als sie sahen, wie jene nicht bloß die gesamte Umgegend verheerten und plünderten, sondern sogar mit großer Frechheit und Dreistigkeit das römische Lager selbst wiederholt angriffen. So kam es, daß schließlich Äußerungen des Unwillens dem Marius zu Ohren kamen. „Wo", so hieß es, „hat denn Marius bei uns Feigheit bemerkt, daß er uns jetzt wie Weiber hinter Schloß und Riegel hält und nicht kämpfen läßt? Wohlan denn, tuen wir, was freien

Männern ziemt, und fragen wir ihn, ob er zum Verteidigungskampfe für Italien auf andere Leute wartet und uns nach wie vor als Handlanger zu verwenden gedenkt, wenn er Gräben zu ziehen, Schlamm herauszuschaffen und Flüsse abzuleiten hat. Für solche Geschäfte, scheint es, übte er uns mit den vielen Strapazen. Das werden die Taten seines Konsulates sein, deren er sich seinen Mitbürgern gegenüber daheim in Rom rühmen wird. Oder schreckt ihn etwa das Geschick eines Carbo und Cäpio? Allerdings unterlagen diese jenen Barbaren, aber sie kamen auch dem Marius nicht im entferntesten an Ruhm und Tapferkeit gleich und hatten ein weit geringeres Heer zur Verfügung. Und doch ist es immer noch besser sich zu betätigen, selbst wenn es einem dabei so geht, wie jenen beiden, als müßig dazusitzen und mit ansehen zu müssen, wie der Bundesgenossen Land verwüstet wird."

Über solche Reden freute sich Marius. Er suchte seine Leute zu beruhigen durch die Versicherung, daß er ihnen durchaus nicht mißtraue, daß er vielmehr wegen gewisser Orakelsprüche auf den rechten Augenblick und Ort zum Siege noch warte. Er führte nämlich mit großer Feierlichkeit ein syrisches Weib, namens Martha, das im Rufe der Weissagekunst stand und in einer Sänfte getragen wurde, mit sich. Auf ihr Geheiß pflegte er auch zu opfern. Früher vom Senat abgewiesen, als sie sich in dieser Angelegenheit an ihn wandte und die Zukunft prophezeite, hatte sie sich dann an die Weiber gemacht und vor ihnen Proben ihrer Kunst abgelegt, besonders vor der Frau des Marius. So hatte sie einmal, zu ihren Füßen sitzend, ganz richtig aus der Zahl der Gladiatoren den Sieger in dem bevorstehenden Kampfe genannt. Daraufhin hatte sie des Marius Frau zu ihrem Manne ins Kriegslager geschickt, wo sie auch Staunen erregte. Gewöhnlich ließ sie sich in einer Sänfte tragen. Nur zu den Opfern erschien sie zu Fuß, in einem purpurnen Gewande, das sie sich doppelt umlegte und auf der Schulter mit einer Spange zusammensteckte; in der Hand trug sie eine mit Bändern und Kränzen geschmückte Lanze.

Diese ganze Geschichte ließ viele nicht recht klar darüber werden, ob Marius wirklich aus innerer Überzeugung von der

göttlichen Sendung der Frau oder in verabredeter Betrügerei diese Person öffentlich zur Schau stellte. Was dagegen Alexander aus Myndos[1]) von den Geiern erzählt, verdient wirklich Bewunderung. Vor einem Siege der Römer erschienen nämlich regelmäßig zwei Geier in der Nähe der Truppen und begleiteten sie auf ihrem Marsche. Kenntlich waren sie an ehernen Halsbändern; die Soldaten hatten sie nämlich einmal gefangen, ihnen diese Halsbänder umgelegt und sie dann wieder freigelassen. Seitdem kannten auch die Geier die Soldaten und begrüßten sie, und allemal, wenn sie sich beim Abmarsche zeigten, freuten sich die Truppen in der Hoffnung auf einen glücklichen Ausgang der Unternehmung.

Auch viele andere Wunderzeichen waren zu sehen, die jedoch meist den gewöhnlichen Charakter trugen. Dagegen wurde aus Ameria[2]) und Tudertum[3]), zwei italischen Städten, gemeldet, es seien nachts am Himmel feurige Lanzen und Schilde zu sehen gewesen. Zuerst seien sie hin und her gefahren, dann gegeneinander gestoßen und hätten Stellungen und Bewegungen angenommen, wie sie in einem Kampfe von Menschen vorkommen, schließlich sei der eine Teil gewichen und der andere vorgedrungen, bis zuletzt alles nach Westen zu verschwunden sei.

Etwa um dieselbe Zeit kam auch Batakes, der Priester der „Großen Mutter"[4]), aus Pessinus[5]) nach Rom und erzählte, die Göttin habe ihm aus dem Allerheiligsten heraus verkündet, die Römer würden in dem bevorstehenden Kriege siegen und die Oberhand behalten. Der Senat, der ihm glaubte, beschloß den Bau eines Siegestempels zu Ehren der Göttin. Danach begab sich Batakes in die Volksversammlung, um auch hier seine Geschichte zu erzählen. Da

[1]) Ein unbekannter Schriftsteller. Myndos war eine Küstenstadt Kariens in Kleinasien, das heutige Gümüschlü-liman.

[2]) Das heutige Amelia.

[3]) Das heutige Todi.

[4]) Die „Große Mutter" war Cybele, eine griechisch-lydische Göttin, die als Lebenspenderin und als Mutter aller Götter in einem schwärmerischen Geheimdienst verehrt wurde.

[5]) Stadt Galatiens in Kleinasien, berühmt als Hauptsitz des Cybelekultus; Ruinen bei Balahazar oder Balahissar.

verwehrte es ihm der Volkstribun Aulus Pompejus, nannte ihn einen betrügerischen Bettelpfaffen und trieb ihn mit Schimpf und Schande von der Rednerbühne. Gerade dieser Vorfall aber wurde eine Beglaubigung für die Erzählung jenes Menschen. Kaum war nämlich Aulus nach Auflösung der Versammlung nach Hause gekommen, als er an einem überaus hitzigen Fieber erkrankte, dem er binnen sieben Tagen erlag. Natürlich zog dieser eigentümliche Vorfall die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich und wurde in der ganzen Stadt eifrig besprochen.

Infolge des untätigen Verhaltens des Marius wagten die Teutonen einen Sturm auf das römische Lager. Der Hagel Geschosse jedoch, der über sie vom Walle herab niederging, und der Verlust einiger Leute veranlaßten sie, weiter vorzurücken; sie hofften nämlich, noch unbehelligt über die Alpen zu kommen. Als sie mit Sack und Pack am römischen Lager vorbeizogen, erkannte man erst recht deutlich ihre gewaltige Menge aus der Ausdehnung und langen Dauer des Vorbeimarsches. Wie es nämlich heißt, brauchten sie dazu sechs Tage ohne Unterbrechung. Während sie dicht am Lagerwall hinzogen, fragten sie die Römer spöttisch, ob sie vielleicht etwas an ihre Frauen daheim zu bestellen hätten; in kurzer Zeit würden sie bei ihnen sein[1]). Als die Teutonen ein Stück entfernt waren, setzte sich auch Marius in Marsch und folgte ihnen langsam. Sein Lager schlug er stets in ihrer Nähe, ja sogar unmittelbar neben ihnen auf; er wählte aber dazu regelmäßig feste Plätze, die er auch noch zum Schutze vor nächtlichen Überfällen verschanzen ließ.

Auf diese Weise kamen die Heere in die Gegend der sogenannten Quellen des Sextius, von wo es gar nicht mehr weit bis zu den Alpen war. Das war auch der Grund, warum Marius hier Anstalten zu einer Schlacht traf. Fürs Lager wählte er einen Platz, der zwar fest, aber nicht gerade reich an Wasser war; wie es hieß, beabsichtigte er, dadurch den Mut seiner Truppen anzufeuern. Als nun viele murrten und von zu befürchtendem Durste sprachen, wies er mit

[1]) Das erinnert an die Prahlereien der Franzosen im Jahre 1870, die in kurzer Zeit in Berlin siegreich einzuziehen hofften.

der Hand auf einen Fluß[1]) in der Nähe des feindlichen Lagers und sagte, dort könnten sie sich etwas zu trinken kaufen — aber für Blut. — „Weshalb führst du uns nicht gleich jetzt gegen den Feind, solange das Blut noch frisch durch unsere Adern rollt?" — „Weil wir erst noch das Lager verschanzen müssen," erwiderte Marius ganz ruhig. Und die Soldaten gehorchten, wenn auch widerwillig. Die große Masse des Trosses jedoch, die weder für sich selbst noch für die Zugtiere etwas zu trinken hatte, ging scharenweise zum Flusse hinunter. Die einen trugen außer den Wasserkrügen Äxte, andere wieder Beile, einige auch Schwerter und Lanzen; sie waren eben entschlossen, sich Wasser zu erkämpfen. Anfangs wurden sie nur vereinzelt angegriffen, da die Feinde zumeist gebadet hatten und nun frühstückten oder noch badeten.

In dieser Gegend gibt es nämlich eine Anzahl warmer Quellen. An ihnen überraschten die Römer eine Schar Barbaren, wie sie sich's wohl sein ließen und in Staunen und Freude über den herrlichen Platz schwelgten. Als auf das Geschrei der Überfallenen ihnen immer mehr Barbaren zu Hilfe eilten, hatte Marius Mühe, seine Soldaten, die um ihre Knechte in Sorge waren, zurückzuhalten. Dazu kam noch, daß auf seiten der Feinde das streitbarste Volk, die Ambronen, zu den Waffen lief. Sie waren für sich allein schon über 30 000 Mann stark und hatten schon früher einmal die Römer unter Manlius und Cäpio in die Flucht geschlagen.

Obgleich sie sich den Magen mit Speisen vollgeladen hatten und infolge des reichlichen Genusses ungemischten Weines in ausgelassener und gehobener Stimmung waren, rückten sie trotzdem nicht ungeordnet und in wilder Hast heran. Auch stießen sie nicht etwa ein verworrenes Kriegsgeschrei aus, sondern schlugen im Takt an ihre Waffen, sprangen alle dazu gleichzeitig in die Höhe und riefen dabei zu wiederholten Malen ihren Namen, sei es, um sich selbst anzufeuern, oder sei es, um die Römer von vornherein durch die bloße Nennung ihres Namens in Schrecken zu setzen.

Als die Ligurer, die als die ersten der italischen Scharen gegen den Feind anrückten, den Ruf hörten und verstanden, schrieen sie ihnen entgegen, das sei auch ihr eigentlicher

[1]) Der Fluß hieß früher Cänius, heute Arc oder Argue.

Name — die Ligurer bezeichnen sich nämlich tatsächlich ihrer Abstammung nach als Ambronen. — So schallte dieser Ruf vor Beginn des Handgemenges wie ein Echo hinüber und herüber, und da die beiden Heere reihenweise in das Geschrei einstimmten und sich zunächst an Stärke der Stimmen zu überbieten suchten, so wurden sie dadurch zu nur noch größerem Mute angefeuert.

Die Reihen der Ambronen gerieten beim Übergang über den Fluß in Unordnung. Ehe sie nämlich noch Zeit fanden, sich auf dem jenseitigen Ufer zur Schlacht zu ordnen, stürzten sich die Ligurer sofort in vollem Laufe auf ihre Vorhut, so daß es hier zum Handgemenge kam. Als die Römer den Ligurern zu Hilfe eilten und sich von den Anhöhen herab auf die Feinde warfen, mußten diese der Übermacht weichen. Zum größten Teile wurden sie an Ort und Stelle längs des Flusses in wildem Gedränge niedergemetzelt, so daß sich das Flußbett mit Blut und Leichen füllte. Die andern aber wurden von den Römern, die unterdes den Fluß überschritten hatten, auf der Flucht zum Lager und zu den Wagen niedergehauen, ohne daß sie gewagt hätten, sich zur Wehr zu setzen. Hier beim Lager aber traten ihnen die Weiber[1]), vor Zorn furchtbar kreischend, mit Schwertern und Äxten in der Hand entgegen und wehrten sich gegen die Flüchtlinge nicht weniger als gegen ihre Verfolger: jene waren für sie Verräter, diese aber Feinde. Im dichtesten Kampfgewühl rissen sie mit bloßer Hand den Römern die langen Schilde vom Arme und fielen ihnen in die Schwerter. Sie ließen sich verwunden und in Stücke hauen und blieben bis in den Tod ungebeugten, wilden Mutes.

Das war der Verlauf der Schlacht am Flusse, die,

[1]) Über das Schicksal der teutonischen Weiber erzählt Valerius Maximus, der Verfasser einer dem Kaiser Tiberius gewidmeten Anekdotensammlung, die betitelt ist Factorum et dictorum memorabilium libri IX (neun Bücher merkwürdiger Taten und Worte), folgendes: Die Weiber der Teutonen baten den siegreichen Marius, sie den jungfräulichen Priesterinnen der Vesta zum Geschenk zu schicken, wobei sie versprachen, ebenso keusch zu bleiben wie jene. Als er ihnen ihre Bitte nicht erfüllte, erdrosselten sie sich in der folgenden Nacht.

wie es heißt, von Marius eigentlich gar nicht beabsichtigt war, sondern sich mehr durch Zufall entwickelte. Nachdem die Römer eine Masse Ambronen niedergemetzelt hatten, kehrten sie bei einbrechender Dunkelheit ins Lager zurück. Aber sie wurden nicht, wie es sonst wohl nach einem solchen Erfolge üblich war, mit Siegesgesängen begrüßt; keine Trinkgelage in den Zelten, keine fröhlichen Schmausereien mit lieben Freunden fanden statt, und nicht wartete ihrer süßer Schlaf, der Männern nach glücklich bestandenem Kampfe das Willkommenste ist, sondern gerade diese Nacht nach der Schlacht verlebten sie wie keine zweite in Angst und Bangen. Ihrem Lager fehlte nämlich noch Wall und Schanze, von den Feinden aber waren noch Hunderttausende unbesiegt. Als sich dann zu diesen die Ambronen, soviele ihrer dem Gemetzel entronnen waren, gesellten, war die Nacht hindurch ein Klagegeschrei zu hören, das nicht etwa menschlichem Weinen und Seufzen, sondern dem Geheul und Gebrüll wilder Tiere glich; zwischendurch ertönten Drohungen und Klagen. Der Lärm war so furchtbar, daß die Berge ringsum und das Flußtal davon widerhallten. So erfüllte denn ein schauriges Getöse die Ebene; dazu schwebten die Römer in Furcht, und Marius selbst war ganz bestürzt, weil er einen nächtlichen Kampf voller Unordnung und Verwirrung befürchtete. Aber die Feinde kamen nicht, weder in dieser Nacht noch am folgenden Tage, sondern brachten die Zeit mit Aufstellungen und Vorbereitungen für die Schlacht hin[1]).

Inzwischen schickte Marius den Claudius Marcellus mit 3000 Schwerbewaffneten in die Berghänge und dichtbewaldeten Schluchten zu Häupten der Feinde; er sollte sich hier heimlich in den Hinterhalt legen und während des Kampfes im Rücken der Feinde erscheinen. Die übrigen

---

[1]) Frontinus a. a. O. berichtet abweichend folgendes (II, 9, 1): Die Überlebenden der besiegten Teutonen umzingelte Marius nach Einbruch der Nacht, dann ließ er von seinen Leuten lärmen und schreien und hielt so mit Hilfe weniger Leute den Feind in beständiger Furcht und Schlaflosigkeit. Dadurch erreichte er es, daß er am nächsten Tage mit dem Feinde, der sich nicht hatte ausruhen können, einen leichteren Kampf hatte.

Truppen aßen zur gewohnten Zeit zu Abend und gingen dann zur Ruhe. Bei Tagesanbruch jedoch ordnete sie Marius draußen vor dem Wall zur Schlacht und schickte die Reiterei in die Ebene vor. Als das die Teutonen sahen, wollten sie es auf keinen Fall dulden, daß die Römer von dem Lagerhügel herabkämen und mit ihnen auf ebenem Felde kämpften. In Eile und Wut griffen sie deshalb zu den Waffen und gingen gegen den Hügel vor. Marius aber ließ überall durch seine Offiziere, die er nach den verschiedensten Richtungen hin aussandte, seinen Leuten den Befehl geben, ruhig standzuhalten. Nicht eher sollten sie ihre Spieße auf die Feinde schleudern, als bis sie sich auf Wurfweite genähert hätten; dann sollten sie zum Schwerte greifen und sie mit dem Schilde zurück- und hinabdrängen. Da es ihnen nämlich bei dem abschüssigen Gelände unmöglich sein würde, festen Fuß zu fassen, würden sie nicht mit Nachdruck zuschlagen können, und ebensowenig würde ihre Schlachtreihe irgendwelchen Halt haben. Solch gute Lehren gab Marius nicht etwa bloß; er war vielmehr zugleich auch der erste, der seinen Leuten mit gutem Beispiel voranging; denn an körperlicher Gewandtheit stand er keinem nach, und an Wagemut übertraf er alle bei weitem.

Die Römer traten den Feinden entgegen, hinderten sie am weiteren Vordringen und drängten sie allmählich wieder in die Ebene hinab. Während sich nun die ersten in der Ebene bereits wieder zur Schlacht ordneten, erhob sich bei den letzten ein Geschrei, und sie gerieten in Unordnung. Marcellus war nämlich im richtigen Augenblick auf das Geschrei hin, das zu ihm hinaufdrang, mit seinen Truppen im Laufschritt und unter Schlachtgeschrei den Feinden in den Rücken gefallen und hatte unter der Nachhut ein Blutbad angerichtet. Dadurch nun, daß diese ihre Vordermänner auf der Flucht mit sich fortriß, wurde die Verwirrung in kurzer Zeit im gesamten Heere allgemein. Die Folge war, daß die Germanen diesem Angriff von zwei Seiten nicht lange standhielten, sondern in aufgelösten Reihen flohen.

Die Römer, die sofort die Verfolgung aufnahmen, machten über 100 000 zu Gefangenen oder schlugen sie nieder. Was ihnen an Zelten, Wagen und Schätzen in

die Hände fiel, sollte, soweit es nicht heimlich beiseite geschafft war, auf einen gemeinsamen Beschluß hin Marius als Ehrengabe erhalten. Mochte nun auch dieses Geschenk überaus glänzend sein, so hielt man doch bei der Größe der glücklich abgewendeten Gefahr diese Belohnung der Feldherrnleistungen des Marius nicht für ausreichend.

Andere Schriftsteller stimmen mit diesen Angaben über die Schenkung der Beute und über die Zahl der Gefallenen nicht überein. Sie erzählen jedoch, die Einwohner von Massilia[1]) hätten die Gebeine der Gefallenen zur Einfriedigung ihrer Weinberge benutzt; auch hätten die auf der Erde verwesenden Leichen und die Regengüsse des folgenden Winters den Boden so vortrefflich gedüngt und der Fäulnisstoff sei so tief eingedrungen, daß die Ernte seinerzeit überaus gut ausgefallen sei. So habe sich denn des Archilochus[2]) Ausspruch, daß durch dergleichen Dinge die Äcker fett würden, bewahrheitet. Wie es heißt, sind nach großen Schlachten gewöhnlich starke Regengüsse zu beobachten. Entweder, so nimmt man an, will eine Gottheit die Erde mit dem reinen, himmlischen Naß säubern, oder Blut und Fäulnisstoffe lassen feuchte, schwere Dämpfe aufsteigen, welche die Luft verdichten, die sich an und für sich schon beim geringsten Anlaß leicht und ganz wesentlich verändert.

Nach der Schlacht ließ Marius unter den feindlichen Waffen und Beutestücken aussuchen, was so recht in die Augen fiel und vollständig unversehrt war, so daß es dermaleinst seinem Triumphe ein prunkendes Aussehen verleihen könnte. Mit der übrigen Masse, die auf einen gewaltigen Holzstoß gehäuft wurde, veranstaltete er ein glänzendes Opfer, dem das Heer unter Waffen und mit Kränzen geschmückt beiwohnte. Marius selbst, nach herkömmlichem Gebrauch gegürtet und in purpurverbrämter Toga, ergriff eine brennende Fackel, hielt sie mit beiden Händen zum

---

[1]) Das heutige Marseille. Massilia war die größte Handelsstadt der Griechen am westlichen Mittelmeerbecken, gegründet um 600 v. Chr. von Kolonisten der kleinasiatischen Stadt Phocäa.

[2]) Ein griechischer Dichter von der Insel Parus, der um 660 v. Chr. lebte.

Himmel empor und war eben im Begriff, den Holzstoß anzuzünden, als man einige Freunde auf ihn zusprengen sah. Alles stand in tiefem Schweigen und erwartungsvoller Spannung da. Nahe herangekommen, sprangen sie ab, begrüßten den Marius, teilten ihm die frohe Botschaft mit, daß er zum fünften Male zum Konsul[1]) gewählt sei, und übergaben ihm die darauf bezüglichen Schriftstücke. Bei dieser Freudenbotschaft, durch die die Siegesfeier noch verschönt wurde, brach das ganze Heer unter kriegerischem Waffengetöse in ein Jubelgeschrei aus, die Offiziere schmückten den Marius mit neuen Lorbeerkränzen, und nun erst zündete er den Holzstoß an und beendete das Opfer.

Jene Macht aber, die uns niemals eine reine und ungetrübte Freude zuteil werden läßt und durch Mischung von Glück und Unglück unser Leben so abwechslungsreich gestaltet, jene Macht also, mag man sie nun Zufall oder Vergeltung oder Naturnotwendigkeit nennen, ließ einige Tage später dem Marius die Kunde von dem Mißgeschick seines Amtsgenossen Catulus zukommen. Gleich einer bei heiterem Himmel und Windstille plötzlich heraufziehenden Wetterwolke bedrohte sie Rom mit einem furchtbaren Ungewitter. Catulus nämlich, der den Cimbern gegenüberstand, gab die Bewachung der Alpenübergänge auf, weil er sich nicht durch eine etwa erforderliche Zersplitterung seiner Streitkräfte zu sehr schwächen wollte, und zog alsbald nach Italien hinab, setzte sich jenseits des Flusses Atison[2]) fest und sicherte die Übergangsstelle auf beiden Ufern durch starke Verschanzungen. Außerdem ließ er eine Brücke schlagen, damit er bei einem Vorstoß der Feinde durch die Engpässe der Besatzung auf dem jenseitigen Ufer zu Hilfe kommen könnte. Die Feinde aber legten eine solche Tollkühnheit und Verachtung den Römern gegenüber an den Tag, daß sie sich, nicht etwa, weil es nötig gewesen wäre, sondern lediglich, um mit ihrer Kraft und Verwegenheit zu prahlen, nackt beschneien ließen, über tiefen Schnee und Eis die Höhen hinaufkletterten und dann auf ihren breiten Schilden jäh abfallende und unermeßlich tiefe Abhänge hinunterfuhren.

---

[1]) Mit ihm zusammen wurde Marcus Aquilius gewählt.
[2]) Die heutige Etsch.

Nachdem sie ihr Lager ganz in der Nähe der Römer aufgeschlagen hatten, untersuchten sie zunächst die Übergangsstelle. Darauf fingen sie an, das Wasser zu stauen. Wie einst die Giganten[1]) trugen sie Hügel in der Nähe ab, schleppten Bäume samt den Wurzeln, abgebrochene Felsblöcke und Erdklumpen in das Flußbett und drängten dadurch das Wasser über die Ufer. Zugleich ließen sie gegen die Brückenpfeiler schwere Lasten los, die von der Flut fortgerissen wurden und durch ihren Anprall den Bau erschütterten.

Dies alles hatte zur Folge, daß die Römer zum größten Teil den Mut verloren, das große Lager verließen und sich zurückzogen. Da nun zeigte sich Catulus als wirklich tüchtigen und vollkommenen Feldherrn, dem die Ehre seiner Kameraden höher gilt als die eigene. Als es ihm nämlich nicht gelang, die Soldaten umzustimmen, als sie vielmehr vor seinen Augen ängstlich zusammenpackten, ließ er den Adler[2]) aus der Erde reißen, lief eiligst in die vordersten Reihen der Abziehenden und stellte sich an ihre Spitze: die Schande sollte lieber auf ihn als auf das Vaterland fallen, und das Zurückgehen der Soldaten sollte nicht den Eindruck einer Flucht, sondern den eines vom Feldherrn selbst geleiteten Rückzuges machen[3]).

---

[1]) Wilde, riesenhafte Gestalten der griechischen Sage. Im Kampfe mit den Göttern schleuderten sie entwurzelte Eichen und abgebrochene Felsblöcke gegen den Götterberg.

[2]) Bis zum zweiten Konsulat des Marius bestanden die Feldzeichen der römischen Truppen aus Stangen erst mit Heubündeln, später mit Tierbildern. Marius gab der Legion (etwa 6000 Mann stark) einen Adler als Feldzeichen, d. h. einen silbernen Adler mit ausgebreiteten Flügeln auf einem hölzernen Spieße. Das Herausreißen des Adlers aus der Erde galt als Zeichen des Aufbruchs.

[3]) Eine abweichende Darstellung findet sich bei Frontinus a. a. O. (I, 5, 3): Von den Cimbern in die Flucht geschlagen, erhoffte Catulus nur noch von der Befreiung des Flusses, dessen Ufer die Feinde besetzt hielten, Rettung. Deshalb zeigte er auf dem nächsten Hügel seine Truppen, gleich als wollte er ein Lager aufschlagen. Um jedoch zu verhindern, daß einer aus Reih und Glied trete, ließ er niemand das Gepäck öffnen oder ablegen. Um die Feinde desto sicherer zu täuschen, wurden — immer so, daß jene es sehen mußten — einige Zelte aufgeschlagen und Lagerfeuer angebrannt; einige Soldaten

Die Cimbern erstürmten danach die Verschanzungen auf dem jenseitigen Etschufer und bewilligten der römischen Besatzung in Bewunderung ihrer tapferen und des Vaterlandes würdigen Haltung freien Abzug, was sie bei dem „ehernen Stiere" beschworen. Dieser soll später in der Römer Hände gefallen und als Erstlingsgabe von der Kriegsbeute in des Catulus Haus gebracht worden sein. Das Land, das nunmehr jeden Schutzes entbehrte, wurde von den Cimbern überflutet und verheert.

Unter solchen Umständen wurde Marius heimgerufen. Jedermann glaubte, er werde im Triumph in die Stadt einziehen. Der Senat hatte ihn auch schon ohne weiteres bewilligt, da weigerte er sich. Entweder wollte er seine Soldaten, deren Mitarbeit er den Sieg zu verdanken hatte, nicht um die ersehnte Ehre bringen, oder er wollte seinen Mitbürgern bei der gefahrvollen Lage Mut einflößen. Den Ruhm seiner ersten Erfolge, den er der Stadt jetzt gleichsam in Verwahrung gab, hoffte er bei den späteren Erfolgen um so glänzender zurückzuempfangen. Jetzt begnügte er sich damit, eine den Verhältnissen entsprechende Rede zu halten, dann begab er sich eiligst ins Lager des Catulus, ermutigte ihn wieder und ließ seine Truppen aus Gallien kommen.

Nach ihrer Ankunft überschritt er den Eridanus[1]) und suchte die Cimbern am weiteren Eindringen in Italien zu hindern. Diese wichen beständig einer Schlacht aus, indem sie vorgaben, auf die Teutonen, deren langes Ausbleiben sie in Erstaunen setze, zu warten. Vielleicht wußten sie tatsächlich noch nichts von ihrem Untergang oder stellten sich absichtlich so, als ob sie nicht daran glaubten. So mißhandelten sie denn die, die ihnen die Kunde von der Vernichtung der Teutonen brachten, auf furchtbare Weise und verlangten von Marius durch Abgesandte für sich und ihre

mußten am Walle arbeiten, andere wurden nach Holz geschickt. Die Cimbern, die dies alles für Ernst hielten, suchten nun auch ihrerseits einen Platz zum Lager aus. Da sie sich aber zur Beschaffung alles dessen, was sie zu einem längeren Aufenthalte brauchten, in die nächste Umgebung zerstreuten, erhielt Catulus die Möglichkeit, den Fluß zu überschreiten und ihr Lager anzugreifen.

[1]) Der Po.

Stammesbrüder Land und Städte in ausreichender Menge. Auf dessen Frage, wer ihre Brüder seien, nannten sie ihm die Teutonen. Da brach des Marius Umgebung in ein Gelächter aus, er selbst aber gab ihnen die spöttische Antwort: „Laßt nur eure Brüder aus dem Spiele! Die haben ihr Land schon von uns bekommen und werden es für alle Ewigkeit behalten." Die Gesandten, die den Spott verstanden, ergingen sich in Schmähungen gegen Marius und riefen ihm drohend zu, dafür werde Rache an ihm genommen werden, von den Cimbern sogleich, von den Teutonen aber unmittelbar nach ihrer Ankunft. Da erwiderte Marius: „Die sind schon da, und es würde nicht hübsch von euch sein, wenn ihr ginget, ohne eure Brüder begrüßt zu haben." Darauf befahl er, die Könige der Teutonen in Fesseln vorzuführen; sie waren nämlich auf der Flucht von den Sequanern[1]) in den Alpen gefangen genommen worden.

Als die Cimbern von diesen Vorgängen hörten, gingen sie wieder gegen Marius vor. Dieser begnügte sich jedoch damit, ruhig sein Lager zu decken. Für die bevorstehende Schlacht soll er auch mit den Wurfspießen eine Neuerung vorgenommen haben. Bisher wurde nämlich die Eisenspitze mit zwei eisernen Stiften am Schafte festgemacht. Marius ersetzte nun den einen Stift durch einen hölzernen, der leicht abbrach. Er rechnete damit, daß der Speer, der in den Schild eines Feindes hineinfuhr, nicht gerade blieb, sondern daß sich infolge des Abbrechens des hölzernen Stiftes die eiserne Speerspitze verbog und daß der Holzschaft, der mit der verbogenen Eisenspitze festsaß, nachschleppte.

Der Cimbernkönig Bojorix ritt in Begleitung weniger Leute zum römischen Lager und forderte den Marius auf, zu einer Entscheidungsschlacht um des Landes Besitz Zeit und Ort zu bestimmen. Marius antwortete zunächst, bisher hätten sich ja die Römer noch niemals beim Feinde betreffs einer Schlacht Rat geholt; trotzdem wollten

---

[1]) Ein mächtiges Volk zwischen Saône, Rhone und Jura, nördlich bis Straßburg. Ihre Hauptstadt war Vesontio, das heutige Besançon.

sie sich auch darin den Cimbern gefällig zeigen. So setzten sie denn den dritten Tag, — von dem dieser Verhandlung ab gerechnet, — als Termin der Schlacht und als Ort die Ebene bei Vercellä[1]) fest. Hier konnten die Römer bequem ihre Reiterei verwenden, während die Cimbern Gelegenheit hatten, ihre gesamten Massen zu entfalten.

Am festgesetzten Tage stellten sich beide Heere zur Schlacht auf: Catulus befehligte 20 300 Mann, während sich des Marius Streitkräfte auf 32 000 Mann beliefen. Nach dem Berichte Sullas[2]), der persönlich an der Schlacht teilnahm, standen des Marius Truppen auf den beiden Flügeln, während Catulus das Zentrum einnahm. Derselbe Sulla erzählt, Marius habe diese Verteilung vorgenommen in der Erwartung, es werde hauptsächlich auf den äußersten Spitzen und auf den beiden Flügeln zum Zusammenstoß kommen, und in der Absicht, den Sieg als das Verdienst nur seiner Leute hinzustellen, des Catulus[3]) Truppen aber vom Kampfe ganz auszuschalten und sie mit dem Feinde überhaupt nicht in Berührung kommen zu lassen, wenn das Zentrum, wie gewöhnlich bei breitausgedehnten Schlachtstellungen, hinter den Flügeln zurückstehe. Wie es heißt, hat Catulus auch selbst Ähnliches zu seiner Rechtfertigung erzählt und dem Marius arge Bosheit zum Vorwurfe gemacht.

Auf seiten der Cimbern rückte das Fußvolk in aller Ruhe aus den Verschanzungen heraus, in einer Aufstellung, die

---

[1]) Das heutige Vercelli in Piemont. Von anderen Geschichtschreibern wird die Ebene „Raudisches Feld" genannt. In betreff der von den Römern gewählten Stellung berichtet Frontinus a. a. O. (II, 2, 8) folgendes: Im Begriffe, am festgesetzten Tage gegen Cimbern und Teutonen zu kämpfen, ließ Marius seine Leute kräftig essen und stellte sie dann vor seinem Lager auf, in beträchtlicher Entfernung von den Feinden, die er durch einen anstrengenden Anmarsch schwächen wollte. Die auf diese Weise ermüdeten Feinde schädigte er auch noch dadurch, daß er seine Stellung so wählte, daß jene Sonne, Wind und Staub ins Gesicht bekamen.

[2]) Sulla, der spätere Gewaltherrscher, beschrieb seine Taten in einem Werke, das leider verloren gegangen ist.

[3]) Catulus schrieb eine Geschichte seines Konsulats und seiner Taten. Das Werk ist nicht erhalten.

ebenso tief wie breit war. Jede Seite dieses Vierecks betrug etwa 30 Stadien.

Die Reiterei, die ungefähr 15 000 Mann stark aus dem Lager herausſprengte, bot einen glänzenden Anblick. Die Helme glichen seltsamen Tierköpfen mit furchtbar gähnenden Rachen. Die in Flügelform hoch aufragenden Helmbüsche ließen die Gestalten noch größer erscheinen. Außerdem trugen die Reiter prächtige, eiserne Panzer und glänzend weiße Schilde. Als Wurfgeschoß führte jeder einen Speer mit doppelter Spitze. Im Handgemenge kämpften sie mit großen, schweren Säbeln.

Diesmal griffen sie die Römer nicht in der Front an, sondern bogen nach rechts aus und suchten jene allmählich in die Mitte zwischen sich und dem Fußvolk auf dem linken Flügel zu bekommen. Obgleich die römischen Feldherrn die List durchschauten, gelang es ihnen doch nicht, ihre Leute noch rechtzeitig zurückzuhalten. Kaum hatte nämlich einer gerufen: „Die Feinde fliehen!" als alles zu ihrer Verfolgung aufbrach. Inzwischen kam das Fußvolk der Cimbern wie ein wogendes Meer, das alles verschlingen wollte, heran. Da wusch[1]) sich Marius die Hände, hob sie gen Himmel auf und gelobte den Göttern eine Hekatombe[2]); ebenso betete Catulus zu den Himmlischen und versprach, dem „Glücke des Tages" einen Tempel zu errichten[3]). Als man dann dem Marius während des Opfers die Eingeweide zeigte, soll er laut ausgerufen haben: „Mein ist der Sieg!"

Nach Beginn des Angriffs widerfuhr dem Marius, wie Sulla berichtet, etwas sehr Unangenehmes. Es erhoben sich nämlich, wie ganz natürlich, ungeheure Staubwolken. Diese hüllten die beiden Heere so vollständig ein, daß Marius,

---

[1]) Stehend und mit zum Himmel emporgestreckten Händen — die Handflächen gleichsam zum Empfange des Erflehten nach oben gewendet — beteten Griechen und Römer zu den himmlischen Göttern. Die Reinheit des Körpers sollte ein Symbol für die Reinheit des Gewissens sein.

[2]) Ursprünglich ein Opfer von hundert Rindern; dann jedes große Opfer auch von anderen Tieren.

[3]) Den hier gelobten Tempel hat Catulus später bauen lassen.

der gleich anfangs mit all seinen Truppen zur Verfolgung aufgebrochen war, die Feinde vollständig verfehlte, an ihrer Schlachtreihe vorbeistürmte und in der Ebene lange hin und her zog. Dagegen stießen die Cimbern ganz zufällig auf Catulus, so daß der entscheidende Kampf von ihm und seinen Leuten — unter denen sich, seiner eigenen Angabe zufolge, auch Sulla befand — ausgefochten wurde. Auch kamen den Römern die Hitze und die Sonne, die den Cimbern gerade ins Gesicht schien, sehr zustatten; denn diese Leute, die wohl gegen Kälte abgehärtet und, wie schon oben erwähnt, in schattigen, kalten Ländern aufgewachsen waren, erlagen der Hitze vollständig. Sie waren in Schweiß gebadet; ihr Atem ging keuchend, und sie mußten sich zum Schutze die Schilde vors Gesicht halten. Wurde doch auch die Schlacht gleich nach der Sommersonnenwende, d. h. drei Tage vor dem Beginn des jetzigen Augusts, der damals noch Sextilis hieß[1]), geschlagen. Der Mut der Römer wurde übrigens wesentlich durch den Staub erhöht. Da dieser nämlich die Feinde einhüllte und unsichtbar machte, bekamen die Römer ihre ungeheure Menge gar nicht auf weite Entfernung hin zu Gesicht, sondern alle stürzten geradeswegs auf die ihnen Gegenüberstehenden los und waren auf diese Weise im Handgemenge, ehe ihnen noch der Anblick der Feinde Schrecken einjagen konnte. Die Römer waren ferner so abgehärtet und an Strapazen gewöhnt, daß man auch nicht einen von ihnen schwitzen oder keuchen sah, trotzdem der Angriff bei einer erstickenden Hitze und im Laufschritt vor sich ging. Catulus selbst soll dies zur Ehre seiner Truppen in seinem Berichte erwähnt haben.

Die meisten und zwar die tapfersten der Feinde fielen auf dem Schlachtfelde durch das Schwert der Römer. Um nämlich ein Zersprengen ihrer Schlachtreihe zu verhindern, hatten sich die Leute des ersten Gliedes mit langen, am Gürtel befestigten Ketten aneinandergebunden. Die Fliehenden wurden von den Römern bis zu ihrem Lager zurück-

[1]) In den Zeiten der römischen Republik begann das Jahr mit dem 1. März; dementsprechend wurde der August als sechster Monat „Sextilis" genannt. Dem Kaiser Augustus zu Ehren erhielt er später den Namen August.

getrieben. Hier bekamen die Verfolger höchst tragische Szenen zu sehen. Die cimbrischen Frauen[1]) standen in schwarzer Kleidung auf den Wagen und töteten die Flüchtlinge, die einen ihre Gatten, andere ihre Brüder, andere wieder ihre Väter. Die unmündigen Kinder erwürgten sie mit eigener Hand und warfen sie dann unter die Räder der Wagen und die Hufe der Zugtiere; schließlich ermordeten sie sich selbst. Eine hatte sich, wie erzählt wird, an der Spitze einer Deichsel erhängt; ihre Kinder hatte sie mit Stricken an ihren eigenen Knöcheln aufgeknüpft, so daß sie zu beiden Seiten von ihr herabhingen. Die Männer dagegen banden sich, in Ermangelung von Bäumen, mit dem Halse an den Hörnern ihrer Ochsen oder auch an deren Leinen fest; dann stachelten sie die Tiere, so daß diese davonstürmten und die an ihnen Festgebundenen zu Tode schleiften oder traten.

Mögen auch viele Cimbern auf diese Weise ihren Tod gefunden haben, so gerieten doch noch über 60 000 in römische Gefangenschaft; zweimal so viel sollen in der Schlacht selbst gefallen sein.

Während das Gepäck der Feinde in die Hände der plündernden Soldaten des Marius fiel, wurden, wie es heißt, die erbeuteten Waffen, Feldzeichen und Trompeten zu Catulus ins Lager geschafft, ein Umstand, den Catulus

---

[1]) Hier möge erwähnt werden, was Strabo a. a. O. (VII, 2, 3) als cimbrische Sitte erzählt: Den Frauen, die ihre Männer auf den Kriegszügen begleiten, folgen barfüßige, weissagende Priesterinnen in grauem Haar und weißem Untergewande. Darüber tragen sie feine Gewänder aus Leinwand, die von einer Spange zusammengehalten werden, und eherne Gürtel. Sie gingen im Lager den Kriegsgefangenen mit gezücktem Schwert entgegen, bekränzten sie und führten sie zu einem ehernen Kessel, der etwa zwanzig Maß faßte. Danach stieg eine der Priesterinnen auf eine Erhöhung neben dem Kessel, zog, über den Kessel gebeugt, jeden einzelnen Gefangenen in die Höhe und schnitt ihm die Kehle ab. Aus dem in den Kessel fließenden Blute sagten die Priesterinnen wahr. Andere wieder schlitzten den Leib der Gefangenen auf und weissagten den Ihrigen aus den Eingeweiden Sieg. Während der Kämpfe schlugen sie auf Häute, die sie über das Flechtwerk ihrer Wagen spannten, und erregten dadurch einen ungeheuren Lärm.

auch stets als Beweis dafür angeführt haben soll, daß der Sieg ihm zu verdanken sei. Da nun hierüber, wie leicht erklärlich, auch die Mannschaften miteinander in Streit gerieten, bestimmte man einige Abgesandte aus Panormus[1]), die gerade zugegen waren, zu Schiedsrichtern. Die Leute des Catulus führten sie durch die Reihen der Gefallenen hindurch und zeigten ihnen, daß alle Leichen nur von i h r e n Wurfspießen durchbohrt seien. Diese waren an dem in die Schäfte eingeritzten Namen des Catulus leicht zu erkennen. Trotzdem schrieb man den Erfolg gänzlich dem Marius zu infolge seines früheren Sieges über die Teutonen und des höheren Amtes, das er im Vergleiche zu Catulus bekleidete[2]). Besonders das niedere Volk pries ihn als den dritten Gründer Roms: habe er es doch von einer Gefahr befreit, die durchaus nicht kleiner als vor Zeiten die gallische[3]) gewesen sei. Ein jeder feierte in seinem Hause mit Weib und Kind ein Freudenfest und weihte dabei neben den Göttern auch Marius den ersten Bissen und den ersten Schluck. Zugleich verlangte man, er allein solle beide Triumphe feiern. Er teilte jedoch die Ehre des Triumphes mit Catulus, weil er sich in diesem so hohen Glück bescheiden zeigen wollte. Zum Teil fürchtete er auch die Truppen, die Miene machten, auch ihn nicht triumphieren zu lassen, falls er den Catulus von dieser Ehre ausschließe.

Der Bericht des Florus über die Kämpfe mit den Cimbern und Teutonen.

(Florus, Bellorum omnium annorum DCC I, 38.)

Dieser Darstellung Plutarchs mag sich des F l o r u s[4]) Bericht anschließen, der wegen seiner Übersichtlichkeit und wegen mancher Angaben, durch die Plutarchs Erzählung ergänzt wird, unsere Be-

[1]) Heute Ruinen bei Palermo.

[2]) Marius war Konsul und Catulus Prokonsul.

[3]) Am 18. Juli 387 siegten die Gallier über die Römer an der Allia, die etwa vier Stunden oberhalb Roms in den Tiber mündet. Darauf legten sie Rom bis auf die Burg in Asche. Nach siebenmonatiger Belagerung zogen sie mit ungeheurem Lösegelde ab.

[4]) Lucius Annäus Florus verfaßte unter dem Kaiser Hadrian (117—138 n. Chr.) einen uns erhaltenen Abriß der

achtung verdient. Über die Cimbern- und Teutonenkämpfe erzählt er im ersten Buche seiner Geschichte, Kapitel 38, folgendes:

Durch eine Sturmflut aus ihren Wohnsitzen in den äußersten Teilen Galliens[1]) vertrieben, suchten sich die Cimbern, Teutonen und Tiguriner auf der ganzen Erde eine neue Heimat. Als sie, von Gallien und Spanien abgeschnitten, nach Italien unterwegs waren, schickten sie Gesandte zunächst zu Silanus ins Lager und von da nach Rom an den Senat mit der Bitte, das Volk des Mars[2]) möge ihnen ein Stück Land gleichsam als Sold überlassen, im übrigen aber sich ganz nach Belieben ihrer bewaffneten Macht bedienen. Welche Ländereien jedoch sollte ihnen das römische Volk geben, das durch die Ackergesetze[3]) in Bürgerkriege verwickelt werden sollte? Abgewiesen, begannen sie nunmehr, sich mit den Waffen zu ertrotzen, was sie mit Bitten nicht hatten erreichen können. Aber weder vermochte Silanus dem ersten noch Manlius dem zweiten noch Cäpio dem dritten Ansturm der Barbaren standzuhalten: alle drei wurden geschlagen und gezwungen, ihr Lager im Stiche zu lassen. Es war um Rom geschehen, hätte uns nicht ein gütiges Geschick in Marius den Retter beschert. Auch er wagte nicht sofort einen Zusammenstoß mit dem Feinde, sondern hielt seine Truppen im Lager, bis jener unbändige Wut und Tollkühnheit, Eigenschaften, die bei den Barbaren unsere Tapferkeit ersetzen, erlahmte. Diese zogen sich zurück, indem sie die Römer verspotteten und höhnisch fragten, ob sie vielleicht etwas an ihre Frauen daheim zu bestellen

---

römischen Geschichte, der von der Gründung der Stadt bis zu Augustus reicht.

[1]) Ungenaue Angabe, die nur in bezug auf die Tiguriner richtig ist.

[2]) Mars, der Gott des Krieges, galt als Vater des Romulus, des Gründers Roms, und als Stammvater des römischen Volkes.

[3]) Die „Ackergesetze" sollten die Vernichtung des grundansässigen, freigeborenen Bauernstandes durch die wachsende Ausdehnung der Grundwirtschaft der Vornehmen, der sogenannten Optimaten, verhüten. Deshalb wurde durch sie zumeist bestimmt, daß niemand über ein bestimmtes Maß hinaus Ackerland besitzen, und daß dem Volke, der Plebs, Anteil am Grundbesitze in genau bestimmter Weise gegeben werden sollte.

hätten: so zuversichtlich war ihre Hoffnung, Rom zu erobern. Und ebenso schnell, wie sie es angedroht hatten, eilten sie in drei Heereszügen zu den Alpen, dem Schlüssel Italiens.

Mit staunenerregender Schnelligkeit kam Marius durch Benutzung der kürzesten Wege dem Feinde zuvor, faßte zunächst die Teutonen unmittelbar am Fuße der Alpen bei Aquä Sextiä und überwältigte sie. Und in was für einer Schlacht, ihr Himmlischen! Das Tal mit dem Fluß in der Mitte hielten die Teutonen besetzt, während es den Römern gänzlich an Wasser fehlte. Ob Marius diesen Lagerplatz absichtlich gewählt hatte, oder ob er einen dabei begangenen Fehler durch Umsicht und Klugheit wieder gut machte, steht nicht fest. Soviel aber ist sicher, daß die Not den kriegerischen Mut der Römer anfachte und ihnen dadurch den Sieg verschaffte. Als nämlich die Truppen Wasser verlangten, antwortete ihnen Marius: „Wenn ihr Männer seid, seht hin, da habt ihr welches!" So hitzig wurde gekämpft, und ein solches Blutbad wurde unter den Teutonen angerichtet, daß die siegreichen Römer mehr Barbarenblut als blutiges Wasser zu trinken bekamen. Sicher ist auch folgendes: Der König Teutobodus selbst, der sonst gewöhnlich über vier bis sechs Pferde hinwegsprang, kam bei der Flucht kaum auf eins hinauf. Im nächsten Walde wurde er aufgegriffen und bildete ein glänzendes Schaustück des Triumphes; denn als ein Mann von riesiger Körpergröße überragte er die übrigen Siegestrophäen.

Nach dieser gänzlichen Vernichtung der Teutonen wandte sich Marius gegen die Cimbern. Diese hatten sich bereits, was man kaum hätte für möglich halten sollen, im Winter, wo die Berge noch höher sind, vom Kamm der Tridentinischen[1]) Alpen, gleich einer Lawine, nach Italien herabgewälzt. Über die Etsch setzten sie nicht auf einer Brücke oder auf Fahrzeugen, sondern mit einer gewissen Albernheit, wie sie sich nur bei Barbaren findet, stemmten sie sich zunächst mit ihren Leibern der Strömung entgegen und suchten sie mit ihren Händen und Schilden

[1]) Tridentum ist das heutige Trient, die Hauptstadt Welschtirols.

aufzuhalten. Als das alles vergeblich war, schleppten sie ganze Bäume in den Fluß und eilten auf ihnen ans andere Ufer. Wären sie sogleich zum Angriff auf Rom weitergezogen, so würde die Gefahr groß gewesen sein; so aber erschlaffte ihre Manneskraft unter dem Einflusse des Klimas im Lande der Veneter[1]), dem mildesten Landstriche Italiens. Außerdem hatte sie der Genuß von Brot, gekochtem Fleisch und süßem Weine schon verweichlicht, als sie Marius zu rechter Zeit angriff. Sie kamen selbst — wie ja die Barbaren auch nicht eine Spur von Furcht kennen — und baten den Marius, ihnen einen Tag zur Schlacht zu bestimmen; und so setzte er gleich den folgenden fest. Auf einer vollständig freien Ebene, der sogenannten Raudischen[2]), fand der Zusammenstoß statt. Auf seiten der Cimbern fielen 65 000 Mann, auf seiten der Römer nicht ganz 300. Den ganzen Tag währte das Gemetzel. In dieser Schlacht hatte Marius zur Tapferkeit die List gesellt, indem er Hannibal und seinen bei Kannä[3]) angewendeten Kunstgriff nachahmte. Zunächst wollte es der Zufall, daß der Tag, den er zur Schlacht bestimmt hatte, so nebelig war, daß Marius den Feind völlig überraschte. Sodann wehte an dem Tage auch noch ein Wind, der den Cimbern den Staub in die Augen und ins Gesicht trieb. Schließlich hatte Marius seine Reihen nach Osten zu aufgestellt, so daß den Cimbern, nach Aussage ihrer Gefangenen, der Himmel vom Glanze der Helme, deren Erz in der Sonne funkelte, zu brennen schien.

---

[1]) Ein Volk an der Nordwestküste des Adriatischen Meeres. Der Hauptort war Patavium, das heutige Padua.

[2]) In der Nähe von Vercellä.

[3]) Bei Kannä in Apulien besiegte Hannibal im zweiten punischen Kriege, im Jahre 216 v. Chr., die Heere der beiden Konsuln. Über die von ihm angewendete List berichtet uns Frontinus a. a. O. (II, 2, 7) folgendes: Als Hannibal bei Kannä erfuhr, daß beim Volturnuswind (Ostwind) der Fluß Vergellus, von der Natur anderer Flüsse abweichend, frühmorgens gewaltige Windstöße hervorrufe, die ganze Wirbel von Sand und Staub vor sich her trieben, stellte er sein Heer so auf, daß seine Leute die ganze Masse Staub in den Rücken, die Römer dagegen ins Gesicht bekamen.

Nicht minder heftig als mit den Cimbern selbst war der Kampf mit ihren Weibern, die sich auf allen Seiten von der Höhe ihrer Wagenburg herab mit Äxten und langen Spießen wehrten. Ihr Tod war nicht weniger rühmlich als ihr Kampf. Als nämlich Marius ihre Gesandten, durch die sie ihn um Freiheit und um ein Priesteramt[1]) baten, — letzteres ihnen zu gewähren wäre eine Sünde gewesen — abschlägig beschied, erdrosselten oder erschlugen sie allenthalben ihre Kinder, verwundeten sich gegenseitig tödlich oder hingen sich an ihren Haaren, die sie wie einen Strick zusammendrehten, an Bäumen oder an den Deichseln ihrer Wagen auf. Der König Bojorix fiel, unermüdlich in der vordersten Reihe kämpfend, und sein Tod blieb nicht ungerächt.

Die dritte Abteilung, die Tiguriner, die gleichsam als Reserve die Norischen Alpen besetzt hatte, zerstreute sich nach verschiedenen Richtungen hin und verlor sich auf schmählicher Flucht und Raubzügen.

Diese frohe und glückselige Botschaft von der Befreiung Italiens und der Sicherung des Reiches erfuhr das römische Volk nicht wie sonst wohl durch Menschen, sondern, wenn man es glauben darf, durch die Götter selbst. Sah man doch an eben dem Tage der Schlacht, wie vor dem Tempel des Kastor und Pollux[2]) in Rom lorbeerbekränzte Jünglinge dem Prätor[3]) ein Schreiben überreichten. Das im Theater sich verbreitende Gerücht ließ die Menge, wie bei einem Gladiatorenspiel[4]), in begeisterte Glück- und Heilrufe aus-

---

[1]) Siehe S. 66 Anm. 1.

[2]) Diese Zwillingsbrüder wurden als Schutzgötter der Schiffer im Sturm, als Helfer in der Schlacht und als rasche Überbringer der Siegesnachricht verehrt.

[3]) Der Prätor hatte ursprünglich dieselben Rechte wie die beiden Konsuln. Als Sonderamt führte er die bürgerliche Rechtsprechung. Späterhin wurde die Zahl der Prätoren vermehrt und ihnen auch die Statthalterschaft in den Provinzen übertragen, bis sie schließlich von 149 v. Chr. ab die Leitung der „ständigen Gerichtshöfe" als einziges Amt übernahmen.

[4]) Gladiatoren hießen die berufsmäßigen Fechter, die zur Belustigung des Volkes auf Leben und Tod miteinander kämpften.

brechen. Kann es etwas Wunderbareres oder Auffallenderes geben? Geradeso, als ob das Volk von Rom von der Höhe seiner Berge aus dem Schauspiel des Kriegs mit eigenen Augen wie einem Fechterkampfe zusähe, klatschte es in ein und demselben Augenblick, wo die Cimbern in der Schlacht erlagen, Beifall.

Diese Fechter, meist Kriegsgefangene und Sklaven, aber auch zum Gladiatorendienst verurteilte Verbrecher, wurden in besonderen Fechterschulen ausgebildet.

VICTORIA UNIVERSITY
LIBRARY

13 Vulkanausbrüche in alter und neuer Zeit. Nach den Berichten von Augenzeugen herausgegeben von Oberlehrer Paul Schneider. 94 Seiten . . . . . M. —.70 — 84 hell. 95 cts. 42 top.

Desuv im Jahre 79 und 1794, Gelungung 1822, Tembaro 1815, Krakatau 1883, Mont Pelée 1902, Jorullo 1759, Feuersee auf Hawaii, Erguß am Skaptargletscher auf Island 1783, Die Geiser auf Island, Der See Rotohama auf Neuseeland.

14 Friedrich Hoffmann über das Kohlenoxydgas und die Gegenschrift von Andreas Erdmann: „Wie nicht Kohlenoxydgas, sondern der Teufel den Tod etlicher Menschen herbeigeführt". Herausgegeben von Dr. Albert Neuburger. 63 Seiten . . M. —.50 — 60 hell. 70 cts. 30 top.

Was vor Friedrich Hoffmann über die Gefährlichkeit der Kohlendämpfe bekannt war, ist verhältnismäßig wenig. Erst recht spät gelang es, und zwar in erster Linie durch Hoffmanns Forschungen, das Kohlenoxyd richtig zu erkennen und seine Gefahren zu vermeiden. Der Streit mit den Vertretern der Theologie hat damals der bedeutsamen Abhandlung Hoffmanns in weiteren Kreisen Beachtung verschafft, als dies sonst vielleicht der Fall gewesen wäre. Die Erdmannsche Gegenschrift wird hier mit abgedruckt, und auf diese Weise ergibt sich ein richtiges Bild der Entwicklung, das die Bedeutung Hoffmanns für diesen Zweig unseres Wissens in vollem Lichte erkennen läßt.

15 Antike Quellen zur Geschichte der Germanen. Zusammengestellt, übersetzt und erläutert von Dr. Curt Woyte. Erster Teil: Von den Anfängen bis zur Niederlage der Cimbern und Teutonen. 83 Seiten . . . . . M. —.70 — 84 hell. 95 cts. 42 top.

Geographie und Völkerverteilung, Urwälder, Bernstein (Strabo, Plinius, Tacitus, Cäsar). Cimbern und Teutonen (Vellejus, Paterculus, Strabo, Appian, Orosius, Plutarch, Florus).

16 Deutschlands Einigungskriege 1864—1871 in Briefen und Berichten der führenden Männer. Herausgegeben von Horst Kohl. Dritter Teil: Der Deutsch-Französische Krieg 1870/71. I. Abteil.: Bis zur Schlacht bei Sedan. 165 Seiten . . . . . M. 1.20 — 1 Kr. 44 hell. 1 Fr. 60 cts. 72 top.

Vgl. die Bemerkungen zu Band 9 und 10.

In Vorbereitung befindliche Bändchen:

Geographie des Erdkreises. Von Pomponius Mela. Übersetzt und erläutert von Dr. Hans Philipp, Assistent des Seminars für historische Geographie in Berlin. Zweiter Teil: Ozeanländer.
Erster Teil siehe Nr. 11.

Deutschlands Einigungskriege 1864—1871 in Briefen und Berichten der führenden Männer. Herausgegeben von Horst Kohl. Band 4 u. 5: Der Deutsch-Französische Krieg 1870/71 (Kämpfe gegen die Republik).
Kriege 1864, 1866 und 1870/71 I. siehe Nr. 9, 10 und 16.

Die Begründung des Deutschen Reiches. In Briefen und Berichten der führenden Männer. Herausgegeben von Horst Kohl.

Die Pilgerreise des Konrad Grünemberg 1498. Herausgegeben von Dr. Johann Goldfriedrich, Assistent am Institut für Kultur- und Universalgeschichte bei der Universität Leipzig.

Vom deutschen Handelsleben im 16. Jahrhundert. Herausgegeben von Dr. Rudolf Häpke in Wilmersdorf.

Die Luftpumpe von Otto von Guericke. Herausgegeben vom Kais. Regierungsrat Dr. W. Bein, Berlin.

Fortsetzung auf den nächsten beiden Seiten.

Aus der Welt des Kindes. Ein Buch für Eltern und Erzieher von Dr. J. Loewenberg (Herausgeber der Gedichtsammlung „Vom goldenen Überfluß"). Kl.-8°. 192 Seiten. Geheftet M. 2.—, in Leinenband . . . . . M. 3.—

Von der Kindesseele. Beiträge zur Kinder-Psychologie aus Dichtung und Biographie. Herausgegeben von Dr. Gertrud Bäumer und Lili Droescher. Gr.-8°. VIII, 429 Seiten. M. 6.—, in Ganzlnbd. M. 7.—

Die natürliche Willensbildung. Praktische Anleitung zur Selbsterziehung. Von Dr. Paul Emile Levy. Berechtigte Übersetzung von Dr. Max Brahn, Privatdozent an der Universität Leipzig. 3. Auflage. 1910. Kl.-8°. IV, 194 Seiten. M. 2.—, gebunden . . . . M. 3.—

Die Erziehung des Willens. Von Jules Payot. Übersetzung von Dr. Titus Doelkel. 4. Auflage. 1910. Kl.-8°. 315 Seiten. M. 3.—, gebunden . . . . . M. 4.—

R. Voigtländer's Künstler-Steinzeichnungen

Erschienen sind über 200 Blatt in 9 verschiedenen Bildgrößen von 22 × 22 cm bis 100 × 70 cm zum Preise von 1—6 Mark.

Was ist eine Original-Künstlersteinzeichnung? Eine Originalsteinzeichnung oder Originallithographie ist ein Bild, das in dem einzigen Vervielfältigungsverfahren hergestellt wird, dessen Ergebnis Originalgemälden vollständig gleichkommt.

Dies geht so zu: Der Künstler selbst zeichnet nach seinem Entwurfe, der für ihn gleichsam das Konzept bedeutet, Konturen und Farben auf die Steine, d. h. er legt für jeden Ton, den er dem Bilde geben will, eine Platte an und hat so die Möglichkeit, seinem Werke alle die Farbenwerte und Stimmungswerte zu verleihen, die er braucht, um aus ihm zu machen, was er will. Er selbst leitet die ersten Probedrucke und den Druck selbst; er bestimmt die Farben bis auf den kleinsten Unterton. Er allein, sonst niemand, hat Gewalt über sein Werk, und mit Recht nennt man das Resultat dieses Verfahrens „Original". — Jeder Abzug des so hergestellten und überwachten Bildes ist ein Original, und es ist durch dies Druckverfahren die Möglichkeit gegeben, von einem und demselben Bilde Hunderte, ja Tausende von Abzügen herzustellen und zu billigstem Preise zu verkaufen. R. Voigtländers Wandbilder bestehen nur aus Künstlersteinzeichnungen. — Jedes Blatt dieser Sammlung ist daher in jedem Abzug ein Original.

Der vollständige Prachtkatalog mit farbigen Wiedergaben der sämtlichen Steindrucke kostet 40 Pfg. und ist gegen Einsendung dieses Betrages (auch in Marken aller Länder) von jeder Buchhandlung oder portofrei vom Verlag zu beziehen.

Veröffentlichungen der „Pädagogischen Literatur-Gesellschaft Neue Bahnen"

Die „Pädagogische Literatur-Gesellschaft Neue Bahnen" in Leipzig hat sich zur Aufgabe gestellt, für die Fortbildung des Lehrers und für einen besonnenen Fortschritt auf dem Gebiete der Volks- und Jugenderziehung zu wirken. Sie sucht diese Aufgabe durch Herausgabe guter Bücher in Verbindung mit der Zeitschrift „Neue Bahnen" zu lösen. — Die Gesellschaft gibt ordentliche und außerordentliche Veröffentlichungen heraus.

I. Die ordentlichen Veröffentlichungen:

1. **Die altangesehene pädagogische Monatsschrift „Neue Bahnen"**, jährlich 12 illustrierte Hefte (mindestens 36 Druckbogen).
2. **Jährlich vier Bücher, im Umfange von zusammen 30—36 Druckbogen**, zum Teil reich illustriert.

Gesamtpreis dieser ordentlichen Veröffentlichungen:

Im Abonnement A (die 4 Bücher ungebunden) . . . . . M. 6.—
Im Abonnement B (die 4 Bücher gebunden) . . . . . M. 8.—

II. Die außerordentlichen Veröffentlichungen:

Jeder Abonnent auf die ordentlichen Veröffentlichungen hat das Recht, die außerordentlichen Veröffentlichungen der „Pädagogischen Literatur-Gesellschaft Neue Bahnen" zu **erheblich ermäßigtem Preise** zu beziehen.

Ausführliche Prospekte des ganzen Unternehmens, sowie Probenummern der Zeitschrift „Neue Bahnen" versendet gratis R. Voigtländers Verlag in Leipzig

Druck der Spamerschen Buchdruckerei in Leipzig.